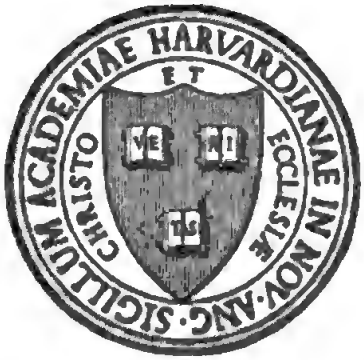
WIDENER
HN UIWA 1

Phil 4065.99.2

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE BEQUEST OF

JAMES WALKER
(Class of 1814)

President of Harvard College

"Preference being given to works in the Intellectual and Moral Sciences"

Bruno,

der Märtyrer der neuen Weltanſchauung.

Bruno,

der Märtyrer der neuen Weltanschauung.

Sein Leben, seine Lehre
und sein Tod auf dem Scheiterhaufen.

Zweite, vermehrte Auflage
von
Dr. jur. **L. Kuhlenbeck.**

Die erste Auflage erschien unter dem Pseudonym „Rudolf Landseck".

Mit Illustrationen in Holzschnitt.

Leipzig
H. W. Theodor Dieter
1899.

Phil 4065.99.2

HARVARD COLLEGE
SEP 19 1921
LIBRARY

Walker fund

Meinem hochverehrten Freunde,

dem Herrn

Ettore Ferrari,

dem Schöpfer des Bruno-Denkmals auf dem campo dei fiori zu Rom,

Mitgliede der italieniſchen Deputiertenkammer,

zugeeignet.

Und mögt Ihr mich dem Ikarus vergleichen,
Nur höher noch entfalt' ich mein Gefieder,
Wohl ahn' ich ſelbſt, einſt ſtürz' ich tot darnieder,
Welch' Leben doch kann meinen Tod erreichen!? —
Und fragt mich auch das Herz einmal mit Zagen:
Wohin, Verwegner, fliegſt Du? Wehe, wehe,
Die Buße folgt auf allzukühnes Wagen.
Den Sturz nicht fürchte, ruf' ich aus der Höhe!
Auf, durchs Gewölk empor! Und ſtirb zufrieden,
Ward Dir ein ruhmreich edler Tod beſchieden.

Giordano Bruno.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die erste Auflage dieser Bruno-Biographie erschien vor zehn Jahren unter dem Pseudonym „Landseck“ im Verlage von Rauert & Rocco, Leipzig. Ihre Veröffentlichung sollte dem damals von dieser Verlagsfirma geplanten Unternehmen, eine fortlaufende Übersetzung der italienischen und darnach auch der wichtigsten lateinischen Schriften des Nolaners zu ermöglichen, in weiteren Kreisen, also außerhalb der eigentlich philosophisch gebildeten oder richtiger *gelehrten* Welt, den Boden ebnen, und damit war auch die Form der Darstellung und eine gewisse Begrenzung ihres Inhalts vorgeschrieben. Diese verlagsgeschäftliche Tendenz bestimmte auch die Wahl eines Pseudonyms, ferner die Rücksicht auf das gerade damals durch die Denkmalsfeierlichkeit in Rom und die dagegen eingeleiteten ultramontanen Entrüstungskundgebungen auf den Namen Giordano Brunos gerichtete allgemeine Interesse. Der Verfasser glaubte nur eine Flugschrift in diese Bewegung hineinzuwerfen, die wenigstens stellenweise etwas zur Berichtigung und Vertiefung vielfach oberflächlicher, oft geradezu irreführender feuilletonistischer Urteile über den Nolaner *anregen* könnte. Zu einer dem großen Gegenstande völlig gerechten, erschöpfenden Bearbeitung des Stoffes reichte weder die gebotene Zeit hin, noch auch fühlte der Verfasser sich schon

damals dazu berufen. Es galt vielmehr nur, eine äußere Gelegenheit am Schopfe zu faſſen und das Geringere nicht zu unterlaſſen, weil Mehr und Beſſeres zwar wünſchenswert iſt, aber nicht improviſiert werden kann. Erfreulicher Weiſe iſt auch die Richtigkeit dieſer Erwägung, die Abſicht, einen größeren Leſerkreis, an den umfangreichere, fachphiloſophiſche Darſtellungen nicht von ſelbſt gelangen, auf die Bedeutung Giordano Brunos in dem heutzutage ſo lebhaften „Kampf um die Weltanſchauung“ dauernd hinzuweiſen, durch den ſtarken Abſatz der Schrift gerechtfertigt worden, ſo daß ſogar unerwarteter Weiſe der Wunſch nach einer zweiten Auflage verhältnismäßig ſchon ſehr bald an mich herantrat. Ich habe aber lange Bedenken getragen, ihm ſtattzugeben; ich würde ihm lieber durch eine völlige Umarbeitung oder vielmehr durch eine ganz neue, den Charakter der Gelegenheitsſchrift völlig austilgende Darſtellung entſprochen haben. Allein abgeſehen davon, daß es mir zu einer meiner eigenen Würdigung des großen Denkers und Dichters ganz gerecht werdenden Darſtellung ſeines Lebens, ſeines Charakters und ſeiner Werke auch jetzt noch an Zeit gebricht, würde auch dadurch der Wunſch nach eben dieſem Büchlein, das für weitere Kreiſe ſeine Aufgabe gerade durch ſeine populäre Form und das Maß ſeines Umfangs erfüllt, vereitelt werden. So habe ich es denn ſchließlich vorgezogen, nichts zu ändern*) und

*) Dabei iſt freilich auf Seite 4 auch eine Anſpielung auf die ungefähr gleichzeitig geweſene Denkmalsbewegung für Heinrich Heine ſtehen geblieben, die ich hiermit nachträglich als geſtrichen zu betrachten bitte. Ich ſchäme mich nicht, zu geſtehen, daß ſie einem voreiligen, nur auf Kenntnis weniger Heineſcher Lieder gegründeten jugendlichen Analogieſchluß entſprungen iſt. Nachdem

nur eine Vermehrung durch einige derſelben populariſierenden Tendenz dienliche Aufſätze in einem Nachtrage beſchloſſen.

Nach wie vor wird dieſes Buch ſeinen Zweck am beſten erfüllen, wenn es nur ſeine Leſer anregt, ſich mit den Werken des Nolaners ſelbſt bekannt zu machen. Die bislang erſchienenen Überſetzungen von mir ſind folgende: Giordano Brunos Reformation des Himmels (lo spaccio della bestia trionfante), jetzt im Verlag bei H. W. Theodor Dieter, Leipzig. — Giordano Bruno vom Unendlichen, dem All und den Welten. Berlin, H. Lüſtenöder, 1893. — Giordano Brunos Eroici Furori oder Zwiegeſpräche vom Helden und Schwärmer. Leipzig, W. Friedrich. Daneben nenne ich: Laſſon, „Über die Urſache, das Prinzip und das Eine“ (Philoſoph. Bibliothek). Der letztere hat leider aus mir nicht verſtändlichen Gründen erhebliche und gerade für das Verſtändnis der Brunoſchen Weltanſchauung wertvolle Stellen dieſer Dialoge fortgelaſſen, ſo daß das Werk della causa in dieſer Überſetzung verſtümmelt erſcheint. Kleine Auszüge aus verſchiedenen anderen Schriften des Nolaners bieten auch meine Lichtſtrahlen aus Giordano Brunos Werken (jetzt ebenfalls in H. W. Theodor Dieters Verlag).

Nach wie vor verfehle ich auch nicht, auf Profeſſor Dr. Brunnhofers umfangreiche und lichtvolle Darſtellung

---

ich inzwiſchen mehr von den Produktionen und vor allem von der Perſönlichkeit dieſes „Sängers“ kennen gelernt habe, billige ich es durchaus, daß ſein Denkmal auf deutſcher Erde keinen Platz gefunden hat, und bedaure ſehr, zu ſpät auf dieſen Lapsus calami aufmerkſam geworden zu ſein, um ihn wenigſtens in dieſer zweiten Auflage zu beſeitigen.

des Syſtems des Nolaners in deſſen Buche: Giordano Brunos Weltanſchauung und Verhängnis (Leipzig, 1882), ferner auf M. Carrières Philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit (2. Aufl. Stuttgart, 1887) hinzuweiſen.

Aus der italieniſchen Litteratur iſt vor allem Domenico Berti, vita de Giordano Bruno um deswillen zu nennen, weil hier im Anhange die Protokolle der Venetianiſchen Inquiſition abgedruckt ſind. Eine vollſtändige Angabe der umfangreichen Litteratur über Bruno bietet Ueberweg-Heintze, Geſchichte der Philoſophie.

Jena, im März 1899.

Ludwig Kuhlenbeck.

Vorrede zur ersten Auflage.

Die Alten fabelten von „Inseln der Seligen", die im fernen Westen gelegen ein Asyl seien für heroische, nach Frieden und Freiheit verlangende Gemüter. Der edle Römer Sertorius glaubte an die Wahrheit dieser Fabel und suchte sie, wie Plutarch uns erzählt, nachdem blutiger Bürgerkrieg und sittliche Verderbnis des Volkes ihn aus seinem Vaterlande vertrieben hatten, von Spaniens Küste aus vergeblich zu erreichen. Schon Homer hatte von ihnen gesungen, daß dort

„Der bräunliche Held Rhadamantys
Wohnt und mühelos die Menschen leben und ruhig.
Nimmer ist Schnee, noch tobt ein Orkan her oder ein Regen;
Ewig wehn die Gesäusel des leis' anathmenden Westwinds,
Die Okeanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen".

Nachdem heutzutage die äußersten Enden der Erde erforscht sind und der Erfahrungsbeweis seinen Abschluß gefunden hat, daß der Mensch, solange er diese Güter nicht in sich selber besitzt, auch unter paradiesischen Breitegraden Frieden und Freiheit nicht findet, glaubt niemand mehr an die sinnliche Wahrheit dieser Fabel, wenigstens nicht innerhalb der räumlichen Dimension. In zeitlicher Dimension freilich giebt es gerade heute

mehr als einen Thomas Morus, der für die Zukunft sich sein besonderes Utopien träumt.

Aber

„Es ist nicht draußen — da sucht es der Thor,
Es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor!“

Das Ziel liegt jenseits der Welt, welche der natürliche Mensch für die allein wirkliche nimmt, während sie nach der Überzeugung aller Weisen die Scheinwelt ist; es liegt nicht in dem Besitz des schönsten Landes und des größten Reichtums und nicht in einer durch Erfindungen zauberhaft verstärkten Herrschaft über die Naturkräfte; denn „was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Das hätte auch Sertorius schon wissen können; hatte doch schon lange vor ihm indische Weisheit der äußeren Welt des Willens zum Leben, der räumlich und zeitlich unbegrenzten Sinnenwelt „Agnana“, gegenübergestellt die innere ewig unveränderliche Ideenwelt des Friedens „Gnana“ und den Satz aufgestellt: „Gnanan mokscha“, „Durch Weisheit Vollendung“, und diese Lehre war auch durch Pythagoras und Plato den Griechen und Römern zugänglich geworden. Überhaupt ist anzunehmen, daß sie denen, die dafür empfänglich sind, niemals vorenthalten wurde; jeder Zeitperiode erscheint nach indischer Lehre aus dem Gnana ein „Buddha“, ein „Erleuchteter“, um in ihr als Pilot zu jener einzigen Insel der Seligen zu dienen.

Alle diese Buddhas oder „Erleuchteten“ lehren ein und dasselbe, die einzige Wahrheit; doch den von Zeitepoche zu Zeitepoche sich ändernden Strömungen, Klippen und Sandbänken entsprechend steuern sie verschiedene Fahrstraßen, halten scheinbar verschiedenen Kurs auf dem Meere des Lebens. Den direktesten Kurs

hielt jener, der von sich selber gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben", Christus, der die Religion des Herzens begründet und vollendet hat. Doch die Geschichte lehrt, daß es nicht jedes Menschen Sache ist, sich bei der Stimme des Herzens, die jedem Zweifler zuruft, daß Christus die Wahrheit lehrte und war, zu beruhigen. Fischer, Hirten und Frauen ließen sich mit jenem schlichten Beweis des Herzens genügen, aber Pilatus wiederholte die Frage: „Was ist Wahrheit?", und nicht lange nach dem Tode ihres Meisters trennten sich schon seine Apostel in verschiedene Sekten, welche die Pilatusfrage verschieden beantworteten.

Der Mensch hat eben nicht nur ein Herz, sondern auch ein Hirn, welches grübelt und zweifelt und, weil es im Kopfe, über dem Herzen, thront, diesem die Kompetenz bestreitet, allein das Rätsel des Lebens zu lösen,

„Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter."

Die christliche, insbesondere die christlich-katholische Kirche hat diese beiden Pole des Menschenwesens, das Bedürfnis des Herzens und die Ansprüche des Verstandes, durch eine kunstvolle Kette von Glaubenssätzen und Lehrmeinungen auszugleichen versucht, wobei sie sich wesentlich der Methoden und Anschauungen eines griechischen Weltweisen, des Aristoteles, bediente, der vielleicht dem Kerne der christlichen Wahrheit im Herzen weit ferner stand, als Plato, dessen Schule von ihr befehdet und

ſchließlich unterdrückt ward. Ihr größter Fehlgriff beſtand ſchließlich nicht ſo ſehr in dieſem Bemühen, die Weltanſchauung mit der Gottesanſchauung in Einklang zu bringen, als vielmehr darin, daß ſie den mit Aufwendung großen Scharfſinns errichteten gotiſchen Bau ihres Dogmen-Syſtems für den einzigen hielt, unter dem die Religion des Herzens ſicher ſei, und daß ſie dieſe Meinung mit dem Machtſpruch unduldſamer Autorität und dem Anſpruch der Unfehlbarkeit bekleidete. Der Menſchenverſtand aber kann keine andere Autorität anerkennen, als die der ihm eingeborenen Naturgeſetze des Denkens und der Natur ſelber, die ſich keine Grenzen ſetzen läßt von menſchlicher Willkür und Phantaſie. Die auf den noch dazu nur halbverſtandenen Ariſtoteles ſchwörende Scholaſtik wollte der Natur Grenzen ſetzen, unſere kleine Erde ſetzte ſie nach dem Vorgange des Ariſtoteles und Ptolemäus in den Mittelpunkt ihres eingebildeten endlichen Weltalls, das ſie mit ſieben Himmelsſphären, wie mit ſieben Kapſeln, umſchloß. Über und jenſeits dieſer Welt thronte für ſie die Majeſtät des Schöpfers, der dieſe Welt aus dem Nichts hervorgerufen, ein Herrgott, ähnlicher dem jüdiſchen Jehovah, als dem Allvater, von dem Chriſtus lehrte, daß er nicht allein im Tempel von Zion, ſondern überall gegenwärtig ſei, wo man ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbete, und Paulus, daß „wir in ihm leben, weben und ſind“. Dieſer Glaube beſtimmte das mittelalterliche Denken und Handeln. Weil ſein Herrgott ein eifriger Gott war, der keine anderen Götter duldet neben ſich, war es eifrig in der Ausbreitung ſeines Glaubens mit Schwert und Feuer und duldete keinen anderen Glauben. Weil ſein Herrgott nicht in der Natur lebte und webte, ſondern ſich zu ihr verhielt, wie der Werkmeiſter zu

einem fühlloſen Machwerk, galt ihm die Naturforſchung als ein unwürdiger Gegenſtand, ja als Abgötterei.

Da berührt, als nach der Zerſtörung Konſtantinopels flüchtige Griechen die, bei ihnen, wie Weizenkörner bei Mumien, ein Jahrtauſend bewahrten Reſte des Hellenismus nach Italien brachten und dort in einen durch lange Ruhe wiedergekräftigten Mutterboden verpflanzten, ein Lenzeshauch die europäiſche Welt und mit der Renaiſſance, der Wiedergeburt des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, lebte nicht nur Plato und der Neuplatonismus mit Teleſius und den italieniſchen Akademikern wieder auf, ſondern es erſtand auch eine moderne mächtigere Minerva, als die antike es war, die exakte Naturwiſſenſchaft, die Königin der Wiſſenſchaften, um welche ſich Geiſteshelden, wie Copernicus, Kepler, Galilei und Newton ſcharten. Sie befreite die Philoſophie, die nun nicht mehr die Magd jener überweltlichen Theologie bleiben wollte, ſondern unbekümmert um Päpſte und Konzilien die Löſung des uralten Welträtſels aufs neue in Angriff nahm. Die menſchliche Vernunft ward ſich ihrer Souveränität wieder bewußt und ihre erſte That war die Zerſtörung des Gebäudes der ſcholaſtiſch-kirchlichen Weltanſchauung. Aus ihrem eingebildeten Mittelpunkte ſchwand die Erde und ward zum kleinen Planeten eines von ungezählten Fixſternen, das Sphärengewölbe erwies ſich als leerer Dunſt und ins Unendliche dehnte ſich das Univerſum.

„Weltſyſteme, Fluten im Bach
Strudeln dem Sonnenwanderer nach,
Sieh, den einſamen Pfad wandelt ein Pilger mir

Raſch entgegen, — „„Halt an! Wandrer, was ſuchſt
Du hier?““

„Zum Geſtade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Wo der Markſtein der Schöpfung ſteht!“

„„Steh, Du ſegelſt umſonſt! vor Dir Unendlichkeit
Steh, Du ſegelſt umſonſt, Pilger, auch hinter mir!
Senke nieder,
Adlergedank, Dein Gefieder!““

Wo blieb nun der überweltliche Schöpfer? Nachdem der geocentriſche Standpunkt verloren war, ſchwand bald auch der anthropocentriſche. Es kamen Kant und Laplace und bewieſen die mechaniſche Selbſtentwicklung der Schöpfung, die nun ſchon keine „Schöpfung“ mehr war, der erſtere wies die Nichtigkeit aller Beweiſe vom Daſein Gottes nach in der Kritik der reinen Vernunft, und auch der letztere erklärte, daß er, ſoweit er auch mit Teleſkop und Rechnung die Weltenräume durchforſche, von einem Gotte keine Spur finde. Da frohlockt der ſouveräne Verſtand, uneingedenk der Bedürfniſſe des Herzens, und es triumphiert das Atheiſtenwort: „Ni dieu ni maître!“ „Kein Gott und kein Herr!“

Aber das Herz erſchrickt bei ſolcher Lehre, und auch der Kopf erkennt ſchwindelnd, daß ſchließlich dieſe unendliche Welt doch nur „Agnana“ iſt, ein unendliches erbarmungsloſes Getriebe, deſſen Sinn er nicht erkennt,

„Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere,
Die entgötterte Natur!“

Ein scheinbar unversöhnlicher Gegensatz zwischen Kopf und Herz, Geist und Gemüt, Wissenschaft und Glauben, daher auch zwischen Staat und Kirche, Leben und Kunst charakterisiert die Gegenwart. Auf der einen Seite eine glaubenslose Wissenschaft, welche die edelsten Triebe sozusagen vivisiziert und selbst das Sittliche auf nur physiologische Grundlagen zurückführt, für die Worte, wie Gott, Freiheit, Unsterblichkeit bloße Worte sind; — auf der anderen eine insoweit mit Recht wissenschaftsfeindliche Kirche, die sich aber schließlich in konsequenter Herzensthorheit gezwungen glaubt, um dem inmitten einer rastlos an allen seinen Gütern rüttelnden Zeit zagenden Herzen einen greifbaren Halt zu bieten, die Unfehlbarkeit eines wohlmeinenden Greises zu proklamieren. Allein der Mensch ist ein einheitliches Wesen und nur wenige starke Gemüter vermögen eine solche Spannung zwischen den beiden Polen ihres Wesens auf die Dauer zu ertragen. Wehe, wenn dieser Zwiespalt bis in das beste Mark der Völker hinabsteigt; wenn, wie heutzutage, die Lehre von „konventionellen Lügen" die Massen durchsickert, und der praktische Staatsbürger keine andere Grundlage der Ethik mehr anerkennt, als die, welche die Erkenntnis der „Agnana" ihm bietet,

„Ach da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom,
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,

Hoch auf der Fluten Gebirg' wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken verlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott,
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftetem Biß tötet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund,
Auf der Tribüne pranget das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.

Eine ſolche Zeit ſcheint geradezu mit lauter Stimme zu rufen nach einem neuen „Buddha“, einem Piloten, der ſie vor dieſer Klippe rette, — und was ſind jene troſtloſen Syſteme, jene „kahlen Weltauffaſſungen“, nenne man ſie nun Materialismus, Nihilismus, Peſſimismus, anderes als Rufe nach einem ſolchen Piloten! — Und dieſer Pilot, — er wird nicht mehr kommen! — — — denn er iſt längſt da, es iſt die Koloſſalfigur unſeres Nolaners, der wir ſchon an der Schwelle des neuen Zeitalters begegnen, es iſt Bruno, der die moderne Weltanſchauung durch ſeinen Märtyrertod beſiegelt und ihre Vereinbarkeit mit der Religion des Herzens beglaubigt hat.

Er, der die Souveränität der Vernunft wie kein anderer Mann der Wiſſenſchaft repräſentiert, der, ein Denker im eminenteſten Sinne, ſich vor keiner anderen Autorität beugte, als vor der Wahrheit ſelbſt, war durch dieſe ſeine ſich mit ſtaunenswerteſter Genialität gattende Geiſtesfreiheit befähigt, die weſentlichſten naturwiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Errungenſchaften der auf ſeinen Tod folgenden drei Jahrhunderte vorauszuſchauen.

Ein Vorläufer Galileis, deſſen objektivnaturwiſſenſchaftliche Methode er empfahl, wenn er im Gegenſatz zu den leeren Schlüſſen der ſcholaſtiſchen Weisheit die Spekulation auf Erfahrung begründet wiſſen wollte, war er auch ein Vorläufer des Carteſius, der die Selbſtempfindung (das Fürſichſein) für den einzig gewiſſen Ausgangspunkt der Philoſophie erklärt, aber er ging über Carteſius hinaus und anticipierte Lotze, wenn er dieſen Satz umkehrte und die Wahrheit entdeckte, daß alles Sein nur

Wahrheit hat, sofern es Selbstempfindung (Fürsichsein) ist. Er anticipiert den großen Spinoza, der Gott für die einzige Substanz erklärt und die Welt mit Gott identifiziert, aber über ihn hinausgehend auch Leibniz, indem er den Pantheismus individualistisch vertieft und Gott nicht in die Welt aufgehen, sondern als die Monade der Monaden, als das zusammenfassende selbstbewußte Ich der Welt bei sich bleiben läßt. Der Satz des Malebranche und Berkeleys, daß „wir alle Dinge in Gott sehen", findet sich wörtlich bei Bruno. Der berühmte Hegelsche Satz von der dialektischen Einheit des Widerspruchs, welche ein Viertel unseres Jahrhunderts beschäftigte, erweist sich nur als eine Übertreibung des großen Worts Brunos von der Koincidenz der Gegensätze. Er ist ein Vorläufer der Entdeckungen Kants, Laplaces, Herschells und Leverriers über die Entwicklung und Gestaltung des Weltalls; seine Intuition ahnte die spektralanalytischen Entdeckungen Kirchhoffs, wenn sie behauptete, daß die Sonne aus denselben Grundstoffen bestehe, wie die Erde und die Planeten, und daß die Grundstoffe sich auf ihr nur in flüssigem oder gasförmigem Zustande befinden. Drei Jahrhunderte vor Schiaparelli erkannte er die Meteoriten als Bruchstücke kosmischer Körper.

Die physische Entwicklung der Erde, wie sie die heutige Geologie lehrt, lehrte schon Bruno, wenn er auf eine unmerkliche kontinuierliche Umgestaltung der Erdrinde schloß, die allmähliche Hebung oder Senkung der Kontinente, die Korrosion der Gebirge, die Änderung der Stromläufe bemerkte, und, ein Vorgänger Karl Lyells, die Erde im Innern glühend flüssig nannte und aus

dieſer inneren Glut die heißen Quellen erklärte. Er leugnete die Möglichkeit eines nur paſſiv beweglichen Stoffes*) und ahnte das Geſetz Robert Mayers von der Umwandlung mechaniſcher Bewegung in Wärmeäquivalente und der Erhaltung der Kraft. Dreihundert Jahre vor Lavoiſier lehrte er die Unzerſtörbarkeit der Atome und erklärte die Verſchiedenheit der Elemente aus den Zuſammenſetzungen ihrer Zahlen. In ſeinen Behauptungen vom Kreislauf der Stoffe anticipierte er Moleſchott; in der Lehre von der Entwicklung der Arten Goethe und Lamark, in der Erklärung dieſer Entwicklung durch Zuchtwahl, Kampf ums Daſein und Vererbung Darwin und Häckel, „Die Maulwürfe haben verkümmerte Sehkraft, nachdem ſie derſelben bei ihrem Leben unter der Erde nicht mehr benötigen“. In ſeinen Aperçüs über die Religionen iſt er ein Vorgänger der kritiſchen und vergleichenden Religionsgeſchichte eines Nork, Vico und Max Müller; in der Geſellſchaftswiſſenſchaft anticipiert er die Entdeckungen eines Bentham und Spencer.

So erſcheint uns Bruno in ſeiner Erklärung der „Agnana“ als vollendeter „Wirklichkeitsphiloſoph“ und mit Recht vindiziert ihn daher inſoweit der moderne Poſitivismus, dieſe vollendete Philoſophie der ſouveränen Menſchenvernunft, als ſeinen Märtyrer und Propheten.

Aber Eins haben viele dieſer Verehrer bislang überſehen, und das iſt es, worauf hinzuweiſen der Zweck dieſer Vorrede iſt.

---

*) Ich verweiſe auf Seite 70, Satz 20 der folgenden Biographie.

Vergeſſen haben ſie vielfach, daß es eine Philoſophie, ja mehr als das, eine Religion war, und nicht bloß ein Wiſſen, wofür Bruno den Tod gelitten. Bruno hat nicht nur das ſcholaſtiſche Lehrgebäude des Mittelalters zerſtört und die neue Weltanſchauung aufgebaut, er hat auch bewieſen, daß innerhalb dieſer neuen Weltanſchauung das Herz nicht zu verzagen oder peſſimiſtiſch zu reſignieren braucht, daß die Religion des Herzens, die — ich wiederhole es — Chriſtus begründet und vollendet hat, in dieſem neuen dauerhaften Bau freier und friedlicher wohnen kann, als in jenem finſteren Tempel der Dogmatik, in den das Sonnenlicht traulich, aber trübe durch gemalte Scheiben drang.

Er hat die moraliſche Wahrheit des Chriſtentums intellektuell geſichert, hat die Hand der Religion des Herzens gelegt in die Hand einer Religion des Geiſtes. Die unendliche Welt iſt nach Bruno zwar keine zeitlich begonnene Schöpfung Gottes, aber beſteht auch keineswegs durch ſich ſelber, ſondern Gott iſt es, der ſie von Ewigkeit her in ſich trägt und erzeugt. Gott iſt in Wahrheit der liebende Vater des Alls. Er iſt allgegenwärtig im denkbar ſtrengſten Sinne; denn er iſt die ſelbſtbewußte Einheit der Welt und die Einheit aller Weſen, die Monade der Monaden, uns ſelber innerlicher, als das, was wir unſer Ich nennen und was nur eine beſtimmte Zahl iſt in der Stufenleiter der unzähligen Weſen, die

„Vom Barbaren bis zum höchſten Seher,
Der ſich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmüt'gen Ringeltanzes,

Bis sich dort im Meer des höchsten Glanzes
Sterbend untertauchen Raum und Zeit."

Wie der Positivist Spencer, so erklärt Bruno, daß das wahre Wesen der Welt, die Gottheit, für die Vernunft, die nur in der Erkenntnis der äußeren Welt, der Erscheinungswelt, souverän ist, unerforschlich und unergründlich ist. Er wohnt in einem Lichte, von dem menschliches Auge nur den Abglanz ertragen kann. „In diesem Universum", sagt Bruno vor dem Inquisitionsgericht, Berti Documenti p. 26, „setze ich eine universelle Vorsehung, kraft welcher jedes Wesen lebt und webt und sich bewegt und in seiner Vollkommenheit dasteht, und ich verstehe sie in zwiefacher Art, erstens so, wie die Seele ganz im ganzen Körper gegenwärtig ist, ganz in jedem Teile, und diese nenne ich Natur, und einen Schatten der Gottheit, sodann aber in einer unsagbaren Art, in welcher Gott durch seine Wesenheit, Allgegenwart und Allmacht in Allem und über Allem wohnt, nicht wie ein Teil, nicht wie eine Seele der Welt, sondern in unbegreiflicher Art."

So ist Bruno, weit entfernt von demjenigen Materialismus und Positivismus, der wie Laplace von einem Gott nichts wissen will, weil er sich nicht mit Teleskopen oder Mikroskopen auffinden läßt, auch weit entfernt von dem Pantheismus eines Spinoza, Hegel oder Hartmann, der die Gottheit mit der Weltseele identifiziert und sich soweit versteigt, den Menschengeist erst für das Bewußtsein Gottes zu erklären.

In dieser Unerforschlichkeit des letzten Urgrundes der Welt ist ihm die Pforte gegeben, durch welche die

unvertilgbare Myſtik des Herzens ſich zurückziehen darf vor den Angriffen des zweifelnden Verſtandes. Und hier erſt liegt Gnana, die Inſel der Seligen. Nicht der Verſtand, die Liebe nur vermag als Pilot zu dieſer Inſel zu dienen,

„Du Liebe, offenbarſt den tiefſten Grund des Wahren
Der ſchauenden Vernunft, Du ſprengſt das Eiſenthor
Des Vorurteils, Du ſcheuchſt des Irrtums Nebelflor,
Du ſtrahlſt als Herrſcherin im Ätherreich, dem klaren.
Was Himmel, Erde, Höll' entfernen und bewahren,
Vergegenwärtigſt Du für Geiſtes Aug' und Ohr,
So ziel' denn, Amor, gut, mit ſpitzem Pfeil durchbohr'
Die Herzen, daß ſie Dir ihr Innres offenbaren.
Wohlan, gemeines Volk, ſchlag' auf die blöden Augen,
Zur Wahrheit laß ſie ſchaun, ſofern ſie dafür taugen,
Geblendet blinzelt Ihr; dann heißt Ihr Amor blind;
Nur weil Ihr kindiſch denkt, däucht Amor Euch ein Kind;
Nur weil Ihr falſch und arg, Beſtändigkeit Euch Spott,
So ſchwört Ihr, treulos ſei und falſch der Liebe Gott."

(Bruno, Heroici furori, Sonett 7.)

Bruno iſt eben ein Moniſt in dem vollendeten Sinne dieſes die Einheitlichkeit des Seins bezeichnenden Wortes, daß er auch einen Dualismus von Kopf und Herz, von Geiſt und Gemüt nicht zuläßt. Darum iſt er der berufene Wegweiſer unſeres Zeitalters. Er beweiſt, daß die Myſtik des Herzens ſich wohl vereinigt mit der Klarheit des Wiſſens. Er beweiſt, daß man die moderne Weltanſchauung mit einer Gottesanſchauung vereinigen kann, die zwar, wie leider dieſe Kirche ſelber es will, nicht diejenige der katholiſchen Kirche, wohl aber

diejenige Christi selber gewesen ist. Er beweist, daß man alle Errungenschaften der modernen Wissenschaft einschließlich selbst des mißverständlich so berüchtigten Darwinismus vereinigen kann mit einer sittlichen Weltordnung, und daß es ebensowohl Blindheit ist, dieses nicht sehen zu wollen von seiten der Kirche, wie es Blindheit ist von seiten des Nihilismus und Pessimismus. In diesem Bewußtsein, daß seine Philosophie mit der Religion des Herzens nicht in Widerspruch stehe, vielmehr den Beweis führe, daß auch der kühnste Flug des Geistes schließlich nur dahin führt, wohin das Herz sich sehnt, und daß auch die freiste Forschung schließlich nur eine „intellektuelle Liebe" Gottes ist, hat er den Tod erlitten. Darum sagt Moritz Carrière (Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit p. 411) mit Recht:

„Giordano Bruno ist als ein Blutzeuge der Wahrheit gestorben, ein Prophet der Geistesfreiheit und der allgemeinen Menschenliebe, ein Herold des Christentums der Zukunft, ja der Gegenwart."

Osnabrück, im September 1889.

Dr. Ludwig Kuhlenbeck.

Wahrheit und Tugend lieben die Gesellschaft weniger, sie fliehen den großen Haufen. „Vernunft ist stets bei Wenigen gewesen.“ Ihre Verfassung ist aristokratisch — aber aristokratisch im edelsten Sinne; eine Aristokratie, in deren Kreise jeder eintreten kann, der will, jeder, der sich ihrer würdig erweist; es liegt an der Menge — nicht an der Wahrheit, nicht an der Tugend und Vernunft, wenn ihre Würde stets nur von Wenigen geteilt wird.

Christus ward nicht einmal von einem seiner zwölf Jünger ganz verstanden, so lange er lebte. Nach seinem Tode, den der Pöbel, an seiner Statt um die Begnadigung eines Raubmörders bittend, mit seinem wüsten Geschrei: kreuziget! kreuziget! forderte, erfolgte eine Auferstehung seines Geistes auch nur, wie es scheint, um eine Kreuzigung dieses Geistes durch seine eigenen vermeintlichen Nachfolger für Jahrtausende zu verlängern, um in dessen Namen, der durch seine Selbstaufopferung alles Opfer-

weſen zu beenden wähnte, das blutigſte Opfer-weſen zu „heiligen“.

„Opfer fielen hier
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört!“

In dem menſchlichen, aber manchmal auch menſchlich verblendeten Volk der Athener hatten ſich unter fünfhundertundfünfzig Geſchworenen zweihundertunddreißig gefunden, die den weiſeſten ihrer Mitbürger, Sokrates, zum Tode verurteilten, „weil er ein Gotteslästerer und Volksverführer ſei“ — wie die gewöhnliche Anklage der Menge gegen ihre wahrſten Freunde lautet, und wie auch diejenige gegen Chriſtus gelautet hat. Aber ſchon wenige Tage nach der Vollſtreckung dieſes Urteils (der ſich durch Flucht zu entziehen, wie ſeine Verurteiler ſelbſt es zweifellos wünſchten, der Weiſe für unwürdig hielt) ſollen die Athener bittere Reuethränen vergoſſen haben und in allgemeines Schluchzen ausgebrochen ſein, als bei der Aufführung eines Trauerſpiels von Euripides die folgenden Worte ihnen ins Ohr und ins Gewiſſen drangen: „Getötet habt Ihr, Danaer, die wahrhaft weiſe, ſchuldloſe Nachtigall der Muſen, den beſten der Hellenen!“

Die größte Schmach, die nun auf ihrem glorreichen Freiſtaat haftet, jener frevelhafte Juſtizmord, ward durch dieſe Thränen zwar nicht völlig fortgeſpült, aber doch einigermaßen gemildert. Eine ſolche edle Reue, deren jene

„Heiden", jene Athener, denen ein Apostel Paulus, augenscheinlich nicht denkend an seines Meisters Gleichnis vom Splitter und Balken, Aberglauben vorzuwerfen wagte, schon nach drei Tagen fähig waren, ist christlichem Priestertum noch nicht nach drei Jahrhunderten gekommen über ein weit gräßlicheres Justizverbrechen, über der abscheulichsten eines unter den zahllosen Menschenopfern, durch welche es die Kreuzigung Christi an seinem Geiste fortgesetzt hat und fortsetzen möchte, sofern es noch die Kraft hätte. Das beweist die maßlose Erregung, der „Skandal" (so nennen sie es selber), zu dem der katholischen Christenheit die Errichtung des Bruno-Denkmals zu Rom am Pfingstfeste d. J. Anlaß giebt. Wer, so fremd ihm auch der Name Giordano Bruno klingen mag, hätte nicht davon gehört, nicht davon wohl gar im Käseblättchen von Schilda gelesen, daß selbst acht Wochen nach der Enthüllung dieses Denkmals die katholischen Gesellenvereine Deutschlands sich noch nicht beruhigen wollen darüber, daß dieses Denkmal stehen bleiben soll in der „Stadt des heiligen Vaters", daß von Kaplänen, die sich im Kulturkampf zu redegewandten Demagogen ausgebildet haben, Volksversammlungen berufen werden, um von bierdunstigen Köpfen in tabaksrauchigen Wirtshaussälen die Resolution fassen zu lassen, daß das Christentum in Gefahr gebracht ist durch Errichtung eines ehernen Standbilds, daß der deutsche

Reichstagsabgeordnete Lieber, ein Führer des Zentrums, den Mann, dem dieſes Denkmal errichtet iſt, ein „Schwein“ und einen „Eſel“ geſchimpft hat.

Kreſſe und Gänſeblümchen ſchießen ſchnell ins Kraut, ſobald nur ihr Same in die Erde geſenkt iſt, aber die hochragende, langelebende Eiche keimt ſchwer und wächſt langſam, um nach Jahrhunderten Schutz und Schatten zu gewähren für viele. So verhält ſich auch der wahre, der verdiente Nachruhm umgekehrt in Hinſicht auf ſeine Dauer, wie hinſichtlich ſeines baldigen Eintritts, wie Schopenhauer treffend bemerkt, ja er muß der Nachwelt abgekämpft werden, ihm geht vorher, was Feuchtersleben ſchön ausgedrückt hat durch die Verſe:

„Wie doch die Menſchen ſich winden und wehren,
Um nur das Gute nicht zu verehren.“

Dieſe Wahrheit ſah das deutſche Volk ſich beſtätigen, als vor einem Jahre einem ſeiner größten Sänger — Heine mein' ich, der „ein Heer von ewigen Liedern gedichtet“, der aus tiefen Herzenstiefen, ein Taucher im Ozean der Poeſie, ſo manche köſtliche Perle heraufgeholt hat, — in ſeinem Geburtsort ein Denkmal errichtet werden ſollte, und eine Entrüſtung heulende Menge dies hintertrieb.

Die ganze Chriſtenheit aber ſah es beſtätigen, als vor zehn Jahren, auf Anregung einer Auswahl der gelehrteſten und gebildetſten

Männer fast aller civilisierten Nationen, die studierende Jugend Italiens beschloß, einem Genius, mit dem Italien die Welt beglückt hat, einem Heroen der Wissenschaft und Geistesfreiheit, endlich, fast drei Jahrhunderte nach seinem Tode, ein Monument zu stiften an der Stätte, wo ihn Bosheit und Unverstand hingerichtet, ja mordbrennerisch verbrannt hat. Der Platz mußte diesem Standbild erkämpft werden. Die von dem ersten Künstler Italiens, von Ettore Ferrari aus edler Begeisterung unentgeltlich und in klassischer Vollendung hergestellte Statue mußte sich zehn volle Jahre in der Werkstatt ihres genialen Meisters bergen, wie ein unbestelltes und mißlungenes Werk, denn eine Weltmacht, die katholische Kirche und ihr „unfehlbarer" Souverän, der Stellvertreter Gottes auf Erden, der Papst, für den sogar ein im deutschen Reichstage gesprochenes Wort die Weltregierung beansprucht hat, widersetzte sich ihrer Enthüllung so lange, bis endlich in diesem Jahre das römische, ja das italienische Volk diese, nur mit den unsichtbaren Waffen der kleinlichsten Intrigue kämpfende Großmacht an ihre Nichtigkeit erinnert hat und über die paar Quadratfuß eines öffentlichen Platzes in der Hauptstadt Italiens, welche die Hauptstadt der Kirche gewesen ist, verfügt hat, nicht um einen Scheiterhaufen, sondern um das herrlichste

Denkmal der Geiſtesfreiheit und des Geiſtesadels darauf zu errichten.

Am erſten Pfingſttage d. J. wurde es enthüllt und ſteht nun da, auch abgeſehen von ſeiner weltgeſchichtlichen Bedeutung, ein Schmuck der an Kunſtzierden reichſten Stadt der Welt, auf dem campo dei fiori, nicht weit von der uralten via triumphalis, der Siegesſtraße der alten Römer, die unzählige Triumphzüge römiſcher Männer- und Bürgertugend über alle Völker des alten Erdkreiſes ſah, unfern den Ruinen des Pantheon, des All-Götter-Tempels antiker Religionsfreiheit, und nahe den Ruinen der Curie des Pompejus, wo der große Cäſar unter ſechsunddreißig Dolchen verblutete.

Je zäher der dumpfe Widerſtand der Welt geweſen iſt, dem dieſes Ruhmeszeichen abgerungen worden, um ſo freudiger und lauter iſt andererſeits auch der Jubel der Welt geweſen, die ſeinen Wert anerkannt hat. Noch niemals iſt eines großen Mannes Denkmal unter gleich erhebenden und impoſanten Kundgebungen enthüllt worden wie dieſes, vor dem am 9. Juni d. J. 1970 Banner und Fahnen von Univerſitäten und wiſſenſchaftlichen Vereinen, nicht Italiens nur, ſondern des heutigen Erdkreiſes ſich neigten.

Da mochte auch der einfache Hirt aus der Campagna und der rauhe Landmann aus den

samnitischen Bergen, welcher nicht weiß, was Philosophie ist, den nur das äußere Festgepränge in die Stadt gelockt hatte, sich sagen: „Fürwahr, dieser, dem erst nach drei Jahrhunderten solche Ehre wird, ist ein großer Mann gewesen!“

Aber warum waren all die Kirchen der katholischen Weltstadt geschlossen an diesem Pfingsttage? Warum schien der Stellvertreter Gottes im Vatikan an diesem 9. Juni von größerer Furcht befallen zu sein, als selbst an jenem 20. September, da der Freiheitsheld Garibaldi unter dem Kriegsgeschrei: „Roma o morte!“ („Rom oder Tod!“) die Mauern erstürmte? Warum trauerte er, während in rauschender, aber doch des Philosophen würdiger Weise die fahnen- und blumengeschmückte Stadt eine heilige Pfingstfeier der Gewissensfreiheit und des Geistes beging? Während hunderttausendstimmige „Evvivas!“ („Lebehochs!“) das letzte grausenvolle Echo jener Todeslitanei übertäubten, die ein finsterer Busiris vor Jahrhunderten seine Totenbrüder vor seinen blutrünstigen Altären winseln ließ, — warum bebte da Seine Heiligkeit hinter dem verschlossenen Bronzethor des von ihrer Leibgarde besetzten Vatikans und schrak zusammen bei jedem Echo, welches von der Freude widerhallte, daß heutzutage kirchenheilige Mordsucht die Träger großer Gedanken nicht mehr schlachten und braten darf?

In seinem Allerheiligsten lag Leo XIII., ein mitleidswürdiger Greis, auf den Knieen und vergeblich murmelte er die lateinischen Zauberformeln seiner Gebete. Der große Fetisch, dem ehedem jene Menschenopfer gebracht wurden, sandte kein Erdbeben, um dem Treiben auf dem campo dei fiori ein Ende zu machen, schleuderte keinen Blitzstrahl, die eben enthüllte Statue zu zerschmettern; golden glänzte vom tiefblauen Azur des römischen Frühlingshimmels die Sonne hernieder und ihre Küsse flammten auf der Bronze des aus einem Blumenhügel emporragenden Monuments.

Warum ließ er schließlich die Gesandten auswärtiger Mächte zu sich befehlen? — Es kamen, so heißt es, die Republik Frankreich und das Fürstentum Monaco, und nahmen Seine Vorwürfe entgegen, daß Seine heilige Autorität nicht mehr geschützt werde durch Kanonen und Bajonette — gegen wen? — Gegen so eine Bildsäule von Erz? — Gegen das historische Gewissen?

Warum jene unzähligen Protest-Telegramme von Schwarzröcken der verschiedensten Kirchen-Provinzen, selbst ex partibus infidelium, und warum jetzt noch in Deutschland, dem Lande, das die besten Katholiken hat, dem Lande des Zentrums, jene vorhin erwähnten Entrüstungsversammlungen und „Skandale"?

Dem deutschen Volke soll diese Schrift erzählen, wer der Mann gewesen, vor dessen Statue das Priestertum und die Theokratie von heute größeres Grauen und größere Angst zu empfinden scheint, als die von ehemals vor den lebendigen Reformatoren Huß, Luther und Zwingli, was er gelehrt, gelebt und durch seinen Märtyrertod besiegelt hat, und jenes „Warum?“ der katholischen Wut über ein Denkmal wird sich am Ende der Schrift dem Leser von selbst beantworten.

Brunos Geburt und Kinderjahre.
1548—1563.

Eine uralte, mindestens achthundert Jahre vor Christi Geburt von griechischen Kolonisten aus der Chalkidike gegründete Stadt, liegt Nola im schönsten Gau Italiens, der sogenannten Campania felice, dem ehemaligen Königreich Neapel. In einer am Fuß des Berges Cicala liegenden Vorstadt desselben, Casa di St. Paolo, war im sechzehnten Jahrhundert eine Kolonie deutscher Lanzknechte ansässig, deren blutiges Handwerk in dem dazumal stets von Fehden und kleinen Kriegen heimgesuchten zerrissenen Italien am leichtesten Arbeit fand.

In dieſer Vorſtadt wohnte Giovanni Bruno, der Vater unſeres Philoſophen. Er war vermutlich, ein Offizier dieſer fremdländiſchen Söldner geweſen, deren Anwerbung er gleichzeitig für den Bedarfsfall vermittelt haben mag, und bewirtſchaftete hier in Friedens- oder Urlaubszeiten ein eigenes kleines Gut oder wohnte auf dem Hofe ſeines Schwiegervaters Savolino. Daß er kein gemeiner Soldat war, dafür bürgt ſeine zweifellos höhere Bildung und ſeine freundſchaftliche Beziehung zu Tanſillo, einem Dichter erſten Ranges. Seine junge Gemahlin, Namens Frauliſſa oder vielleicht Fraulinda, geborene Savolino, ſcheint, wie ihr Vorname andeutet, deutſchen Voreltern entſtammt zu ſein. Sie gebar ihm im Jahre 1548 einen Knaben, der ein Krieger mit geiſtigen Waffen werden ſollte. Er erhielt in der Taufe den Vornamen Filippo. Es beweiſt frühzeitiges Erwachen eines ſcharfen Auffaſſungsvermögens in dem Kinde, daß ihm ein Ereignis aus dem erſten Lebensjahre deutlich erinnerlich blieb, welches ihm allerdings vielleicht das Leben hätte koſten können. Eines Tages hatte ſich eine der in dortiger Gegend vorkommenden gefährlichen Schlangen durch eine Mauerritze in das Haus geſchlichen und ſchlängelte ſich auf das unbewacht in ſeiner Wiege liegende Kind zu. Da rief dasſelbe zum erſten Male mit deutlichem Ausdruck „Vater“, und dieſer, der

in der Nähe weilte, eilte nun sofort herbei und tötete das Untier. Der heranwachsende Knabe erinnerte eines Tages, „wie aus einem Traum erwachend“, die staunenden Eltern, die des Vorfalls schon längst nicht mehr gedachten, daran und wußte jedes Wort wiederzugeben, das der erschreckte Vater bei der Entdeckung und Tötung des gefährlichen Tieres geäußert hatte. Schon früh bezeugte er auch den, Dichtern und Philosophen gleichermaßen eigenen, Hang zu nachdenklicher und empfindender Betrachtung der Personen, Dinge und Verhältnisse; nicht immer befriedigte es ihn, mit seinen Vettern und dem großen Hunde des Nachbars Polidoro zu spielen, die komischen Figuren seiner Nachbarschaft, den trunkenen Schenkwirt Paolino oder den Schneider Danese zu foppen, oder bei dem gutmütigen deutschen Landsknechts-Veteranen Franz um Zulassung zu dessen Obstgarten zu betteln, — einsam suchte er gern die den Gipfel des Cicala krönende Burgruine auf und durchschweifte mit träumerischem und doch hellsehendem Auge die Umgebung, spähte dem Fluge des Kuckucks nach oder beobachtete den am südlichen Horizont sichtbaren, manchmal mit einer pinienförmigen Rauchsäule oder gar mit Flammenglut gekrönten Vesuv; letzterer erschien ihm wie eine gestaltlose, vegetationslose Masse; als er aber im achten Lebensjahre nach Neapel kam und nun den Vesuv in der Nähe erblickte, und denselben überquellenden Reichtum an

durcheinander ſich ſchlingenden Blättern, Blüten, Zweigen und Früchten von Pappeln, Ulmen, Eichen, Epheu, Myrten und Rosmarin, Maulbeer-, Lorbeer-, Oliven-, Kaſtanienbäumen hier entdeckte, wie am Bergabhange des Cicale, da ſchloß er, daß die Natur keine Entfernungen kennt, daß es nur der beſchränkte Geſichtspunkt des Beobachtenden iſt, der ihr Grenzen ſetzt.

In dieſem Lebensjahr ward er nämlich, um beſſere Bildungsmittel zu genießen, nach Neapel zu ſeinem Oheim, der dort Sammetweber war, in Penſion gegeben. Er genoß hier zunächſt den Privatunterricht eines Auguſtinermönchs, Teofilo da Varrano, deſſen Erinnerung er noch in ſeinen ſpäteren Schriften dadurch ehrt, daß er in der Regel den Träger der Lehrerrolle in ſeinen Dialogen Teofilo nennt; außerdem hörte er die Vorleſungen eines Profeſſors, den er Sarneſe nennt, vermutlich der ſpäter an die Univerſität zu Rom berufene Vicenzo Colle da Sarno.

Eintritt ins Kloſter und erſte Bedrohung mit der Inquiſition. Flucht. 1563—1576.

Das Königreich Neapel ſeufzte damals (ſeit 1504) unter dem Joch der ſpaniſchen Fremd-

herrschaft. Landesvater Brunos war also jener König Philipp II. (1556—1598), der niemals in seinem Leben gelacht haben soll, den Schiller mit folgenden Sätzen so scharf charakterisiert: „Freude und Wohlwollen fehlten diesem Gemüte. Zwei Begriffe, sein Ich und was über diesem Ich war, füllten seinen Geist aus. Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Überschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war beides schlecht, weil er beides vereinigen wollte; sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen."

Unter ihm aber verwaltete als Statthalter dieses schönste Nebenland der spanischen Krone Herzog Alba, der seine Bluthundnatur hier, in einem katholischen und gehorsamen Lande schon so offen an den Tag legte, daß die protestantischen und rebellischen Niederlande, nach denen er im Jahre 1567 abberufen wurde, schon vor seiner Ankunft im Lande eine Vorahnung der Greuel überkam, die er dort verüben sollte.

Diese beiden Namen dürften ausreichen, um dem mit ihrer Bedeutung nicht unbekannten Leser eine Vorstellung von den unglückseligen Zeitumständen zu geben, unter denen Bruno heranwuchs. Aber, als ob die Natur im Bunde gestanden hätte mit den Spaniern, auch von Erdbeben, Pest und Mißernten wurde das „glückliche Campanien" damals heimgesucht, und während Tausende von Landarbeitern dem

Hungertode erlagen, ließen die spanischen Behörden nicht nur Unsummen erpreßten Geldes, sondern sogar große Schiffsladungen von Brotkorn exportieren.

Inzwischen beunruhigten die Türken mit ihrer der spanischen weit überlegenen Flotte die Küste, entführten oft Hunderte von Männern, Weibern und Kindern bei plötzlichen Landungen in die Sklaverei, und im Gegensatz zu der selbst räuberischen, zu einer geordneten Polizeiverwaltung unfähigen Regierung entwickelte sich ein rohes Banditenunwesen, dessen Haupt, sich mit nationaler Tendenz drapierend, unter dem Namen eines „König Markone" den Schrecken aller Besitzenden bildete, ein wahrer Rinaldo oder Fra Diavolo jener Zeit.

Aber schlimmer und ruchloser als beide, Räuber und Despoten, wütete die Mordsucht der heiligen Inquisition. Nicht nur im Norden Europas, auch in Italien regte sich damals, wenn auch weit vereinzelter und schwächlicher, der Lenzeshauch der religiösen Reformation; in Italien war es die Sekte der Valdenser, welche sich vom Katholizismus ablöste. Ihr nun spürte in Italien die schlimmste Spezies der kirchlichen Inquisition, die spanische, nach bis in die verborgensten Schlupfwinkel, die das verfolgte Gewissen aufsuchen kann. „Wollte die Kirche," sagt Schiller, „einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern, so mußte sie die ganze Form des sittlichen

Charakters zerſchlagen, an die er aufs innigſte geheftet iſt, in den verborgenſten Tiefen der Seele mußte ſie ſeine geheimen Wurzeln ablöſen, alle ſeine Spuren im Kreiſe des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöſchen, jede Erinnerung an ihn abſterben laſſen und womöglich ſelbſt die Empfänglichkeit für ſeine Eindrücke töten. Vaterland und Familie, Gewiſſen und Ehre, die heiligen Gefühle der Geſellſchaft und Natur ſind immer die erſten, mit denen Religionen ſich miſchen, von denen ſie Stärke empfangen und denen ſie ſie geben. Dieſe Verbindung mußte jetzt aufgelöſt, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltſam geriſſen werden, — und ſollte es ſelbſt die Heiligkeit dieſer Empfindungen koſten. So wurde die Inquiſition, die wir zum Unterſchiede von den menſchlicheren Gerichten, die ihren Namen führen, die ſpaniſche nennen. Ein Dominikanermönch, Torquemada, ſtieg zuerſt auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten und verfluchte mit dieſem Vermächtnis ſeinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord des Geiſtes heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge ſind Schrecken und Schande. Jede Leidenſchaft ſteht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbſt die Einſamkeit iſt nicht einſam für ſie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält ſelbſt in

den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Geltung sind für den Ketzer verscherzt; mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes wird geahndet wie Vatermord und schändet wie Sodomie; ihre Urteile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesundesten Körper in schnelle Verwesung treiben."

Die Dominikaner — man nannte sie nach einem Wortspiel „domini canes" („Hunde des Herrn") — waren die Spürhunde dieser Inquisition.

Und in ein Kloster dieses Ordens, in den Convento St. Dominico zu Neapel, sehen wir unsern jungen Nolaner plötzlich in seinem fünfzehnten Lebensjahre eintreten. Was mag ihn dazu bewogen haben? Vielleicht, daß seine verarmte Familie ihm keine Mittel zur Fortsetzung gelehrter Studien mehr gewähren konnte, vielleicht auch, daß besondere schwere Familienschicksale in ihm, ähnlich wie es ein halbes Jahrhundert früher einem Luther erging, eine erregte religiöse Stimmung hervorgerufen hatten, die ihm, dem tiefangelegten, naiven Knaben, der

noch Schein für Weſen hielt, im Kloſter Troſt und Zuflucht verſprach.

Als Noviz erhielt er nach klöſterlichem Brauch, der den völligen Bruch der Familienangehörigkeit bezeichnen ſoll, einen neuen Namen, den Brudernamen Jordanus oder italieniſch Giordano.

Ein Adler hatte ſich in einen Käfig für Raben, Krähen und Geier verirrt.

Schon frühzeitig kam er mit der klöſterlichen Autorität, die ihre Zöglinge nicht auf freie Entfaltung der geiſtigen Anlagen, ſondern auf Einförmigkeit des Glaubens und Empfindens abzurichten bedacht war, in Konflikt.

Von Haus aus — ſein Vater war ein Freund des Dichters Tanſillo, der zu Venoſa geboren, aber von nolaniſchen Eltern ſtammend den größten Teil ſeiner Jugend in Nola zugebracht hatte — hatte Bruno eine große Neigung zur Poeſie. Allein gerade dieſer Neigung, die ſich weniger in geiſtlichen Geſängen als in ſchwärmeriſchen Sonetten und dramatiſchen Verſuchen erging, ſuchte die ſtrenge Cenſur ſeiner klöſterlichen Vorgeſetzten zunächſt einen Zaum anzulegen. So verzichtete er denn ſcheinbar auf ſeinen Dichterberuf und vertiefte ſich mit um ſo größerem Eifer in das Studium der Kirchenväter und Scholaſtiker, beſonders des „heiligen“ Thomas ab Aquino, deſſen in der That umfaſſende Gelehrſamkeit von ſeinem Orden faſt als die höchſte Stufe menſchlicher Wiſſen-

schaft vergöttert wurde, daneben aber studierte er fleißig die Philosophen des Altertums, und zwar nicht nur den Aristoteles, den die Scholastik ebensosehr verehrte wie mißdeutete, sondern ebensosehr den seiner poetischen Denkweise verwandteren Plato und die Neuplatoniker; doch auch die Stoiker, vor allem Lucrez, und selbst die vorsokratischen Philosophen blieben ihm, der wie eine Biene aus allen Arten von Blumen Wachs und Honig zu bereiten verstand, nicht fremd. — In unbewachten Mußestunden oder bei Unterbrechungen seines Klosteraufenthaltes entwarf er aber wohl heimlich schon sein satirisches Lustspiel: „Il Candelajo“ („Der Leuchter“), welches alle Kenner, trotz vieler technischen Mängel, zu den bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete der Komödie zählen. Dasselbe spiegelt die zerfahrenen Zustände des damaligen süditalienischen Kulturlebens, den krassen Aberglauben, die vielfältige Gaunerei, die mit äußerer Frömmigkeit verschwisterte Unsittlichkeit in sprühendem Witz und derbem Realismus; man darf es mit Schillers „Räubern“ vergleichen, soweit ein Vergleich einer Komödie mit einer Tragödie zulässig ist.

Jedenfalls schrieb er damals schon einen satirischen Dialog: „Die Arche Noahs“, welchen er, vermutlich nicht ohne Ironie, dem Papste widmete. Da diese vielleicht nie gedruckte Schrift verschollen ist, wissen wir nur aus sonstigen Andeutungen, daß sie einen Wettstreit

der Tiere um den Vorrang auf der Arche behandelte; dem Esel wurde der beste Platz auf dem Hinterteil des Schiffes bewilligt.

Obwohl Bruno, wie er selbst sagt, bald einsah, daß er, bei größter Gefahr, seine eigenen Gedanken verbergen müsse, kam er dennoch gar bald in drohende Berührung mit der Inquisition.

Eines Tages fand er einen Klosterbruder andächtigst vertieft in das blödsinnige Erbauungsbuch von „den sieben Freuden der Jungfrau Mariä" und konnte sich nicht der Bemerkung enthalten, daß doch auch in der Klosterbibliothek noch wohl gesundere Geisteskost zu haben sei, und wär's auch nur eine Lebensbeschreibung der alten Kirchenväter. Sofort denunzierte ihn jener wegen Verdachts der Ketzerei beim Magister der Novizen, der denn auch gleich als auf eine zweite, sehr bedenkliche Thatsache darauf hinwies, daß er aus seiner Zelle alle Heiligenbilder bis auf ein schlichtes Kruzifix entfernt hatte, und eine Anklageschrift gegen ihn verfaßte. Der Prior jedoch zerriß diese Anklageschrift und ließ ihn für diesmal mit einer Verwarnung davonkommen.

Mit vierundzwanzig Jahren empfing er die Priesterweihen und las in der Stadt Campagna seine erste Messe.

Das Priestertum führte ihn nun häufiger aus den engen Klostermauern heraus und befreite ihn von der beständigen Aufsicht der

Vorgesetzten und den niedrigen Intriguen und Angebereien der Brüder — es ermöglichte ihm wieder unmittelbareren Verkehr mit Natur und Menschheit, verschaffte ihm auch freieren Zugang zu solchen geistigen Bildungsmitteln, die innerhalb der Klostermauern verpönt waren; zu letzteren gehörte neben den Werken der Humanisten der Reformationszeit, sowie mancher italienischen Naturphilosophen vor allem das erst vor kurzem erschienene Werk des Copernicus: „De revolutionibus orbis“ („Über die Umdrehungen der Weltkörper“), der wissenschaftliche Markstein und Wegweiser in die Neuzeit.

Mit welcher jugendlicher Begeisterung er dieses Werk aufnahm, beweisen folgende Verse aus seinem späteren Lehrgedicht über das Universum:

„Hier begrüßen wir Dich, Du mit herrlichstem Sinn Begabter,
Dessen erhabener Geist ein ruhmlos dunkeler Zeitstrom
Nimmer bedeckt, deß Stimme der Thoren dumpfes Gemurmel
Freudig und frisch durchschallt, hochedler Copernicus, dessen
Mahnendes Wort an die Pforte der Jünglingsseele mir pochte.
Da ich noch mit Sinn und Verstand ein anderes meinte,
Als ich jetzo gefunden es hab' und greife mit Händen!
Siehe, da öffnete sich die lautere Quelle der Wahrheit,
Wie Dein Stab sie berührt, und hell aufglänzte die Schönheit
Nun mir die Welt — denn es hat im Wendepunkte der Zeiten

Gott zum Diener auch mich des beſſeren Tages erkoren.“ —

So konnte und mußte ſich Brunos ſchon lange keimendes Ketzertum oder — bezeichnen wir es richtiger — ſein angeborener Wahrheitsſinn jetzt entfalten, und er entfaltete ſich plötzlich und ganz, der Frühlingsblume gleich, die durch Schnee und winterlichen Moder hindurchbrechend den erſten Hauch des Lenzes, den erſten Strahl des Lichtes erfaßt hat. Aber freilich vergaß auch ſeine freimütige Natur, daß ſeine Ketten nur verlängert, nicht gelöſt ſeien.

Eines Tages ließ ſich Bruno in Gegenwart mehrerer anderer Prieſter mit einem Ordensbruder Montalcino, einem Lombarden, in ein Geſpräch über Arius und andere Ketzer ein und wagte es, als jener behauptete, alle dieſe Ketzer ſeien unwiſſende und unlogiſche Köpfe, den logiſchen Wert ihrer Argumente zu verteidigen.

Das genügte, um in ihm ſelbſt den Ketzer zu wittern, und alsbald ward vom Provinzial ſeines Ordens eine ſchwere Anklage, die ihn ketzeriſcher Abweichungen vom orthodoxen Glauben in nicht weniger denn 130 Punkten bezichtigte, eingereicht; zugleich wurde ſeine Einkerkerung beantragt. Er entzog ſich derſelben durch ſchleunige Flucht.

In der Hoffnung, ſich beim Prokurator des Ordens ſelbſt, von dem er größere Unparteilichkeit als bei dem perſönlichen Gehäſſigkeiten

Raum gebenden neapolitanischen Konvent erwarten mochte, zu rechtfertigen, wandte er sich zunächst nach Rom und ward hier als Gast im Kloster St. Maria della Minerva aufgenommen. Doch wenige Tage später schon wurde er von Freunden aus Neapel brieflich benachrichtigt, daß sein Prozeß eine sehr schlimme Wendung zu nehmen drohe, zumal man einige von ihm vor seiner Flucht beseitigte verbotene Bücher, unter anderem die Werke des heiligen Chrysostomus mit Anmerkungen des im Geruche des Ketzertums stehenden Humanisten Erasmus, die er in der Eile, anstatt sie zu vernichten, in den Abort geworfen hatte, wieder aufgefunden und als Beweismittel zu den Akten genommen habe, die Akten aber jetzt nach Rom versenden werde. Da erkannte er, daß auch hier seines Bleibens nicht mehr sein dürfe.

Er legt sein Mönchsgewand ab und entflieht. Die Sage geht, veranlaßt durch eine Aussage seines tückischsten Feindes, jenes Judas Ischarioth, der ihn zwölf Jahre später den Armen der Inquisition ausgeliefert hat, daß ihn noch vor den Thoren Roms ein verräterischer Gesell zurückzuhalten und dem Kerkermeister zu überliefern versuchte, er aber diesen übermannte und in den vorbeiströmenden Tiber schleuderte, in dessen hochgehenden Wellen jener den Tod gefunden habe. Die erhaltenen Akten des letzten Inquisitionsprozesses bestätigen die Wahrheit dieser Sage nicht. Sollte sie wahr

ſein, ſo iſt ſie in unſeren Augen weit entfernt, einen Schatten auf Brunos Charakter zu werfen. Dem geſchah recht, der ihn, der nicht nur für ſein phyſiſches Leben, ſondern für ſeinen hohen Beruf und die Befreiung der Menſchheit ringen mußte, zu ſolch einem Akte der Notwehr nötigte. Keinenfalls kann es ſich um einen Mord aus Rache gehandelt haben, wie jener ſelbſt rachſüchtige Verräter es darſtellen wollte; denn die katholiſche Kirche, beſtrebt, jede denkbare Schande auf ihr Opfer zu häufen, würde gewiß nicht gezögert haben, eine ſolche That, falls ſie ihr nur halbwegs glaubhaft erſchien, aktenkundig zu machen.

Die erſte Raſt nimmt der Flüchtling in Genua. Hier hatte er Gelegenheit, die Verkommenheit der Religion, die ihn als Ketzer verfolgte, in einer ſich als unbewußte Selbſtverhöhnung darſtellenden Form zu beobachten. Es wurde eben ein hohes Kirchenfeſt gefeiert und die Mönche von Caſtello ſtellten nun den größten Schatz ihres Kloſters, ihre heiligſte Reliquie, nämlich den angeblichen Schwanz des Eſels, den der Heiland auf ſeiner letzten Oſterfahrt geritten habe, zur Schau; unter Erſtattung des dafür von ihnen geforderten Almoſens drängte ſich der gläubige Pöbel an das in Seide gehüllte Heiligtum heran, und die Mönche — „eine Abart des menſchlichen Namens, dienſtbare Geiſter des römiſchen Stuhls," ſagt Schiller — ſchrieen wie die Marktſchreier:

„Dies ist der Schwanz des heiligen Esels! Küssen! Küssen! Aber nicht anfassen! So gebt uns Almosen! Hundertfältig wird's Euch der Herr vergelten! Küsset den Schwanz! Nicht anfassen!“

Damals schrieb er wohl jenes Sonett in sein Tagebuch, das in der Einleitung seines Werkes: „Die Cabbala des Pegasus mit der der Beigabe des Cyllenischen Esels“ gedruckt steht:

Preis des Eseltums.

O heil'ges Eseltum! O heil'ge Ignoranz!
O heil'ge Dummheit! Heilige Frömmelei!
Dir schafft die Seligkeit ein Eselsschwanz,
Doch Wissenschaft gilt Dir als Teufelei!
Was frommt es auch, der fernen Sterne Glanz
Zu prüfen oder in der Bücherei
Zu grübeln über der Planeten Tanz,
Das Denken bricht ja nur den Kopf entzwei!
Was nützt Euch, Denkern, alles Spekulieren?
Ihr dringt nicht in das Herz der Mücke ein
Und möchtet Mond und Sonne visitieren?
Vergeblich sucht ihr stets der Weisen Stein;
Knie't lieber hin und faltet fromm die Hände!
Denn die Vernunft ist eine Satansdirne;
Drum betet, daß Gott Euch den Frieden sende,
Der sonder Zweifel wohnt im frommen Eselshirne!

Da in Genua, der dort herrschenden Pest und bürgerlicher Unruhen wegen, kein Lebensunterhalt zu gewinnen ist, fährt er zu Schiff weiter nach Noli, einem Hafenstädtchen in der Nähe von Savona. In dieser Stadt hatte auch Dante, ein gleich edler Flüchtling, einst

vor den Verfolgungen politiſcher Feinde eine Zuflucht gefunden. Er erhielt hier vom Magiſtrat die Erlaubnis, Kindern Unterricht in der Grammatik zu geben, nebenbei erteilte er Erwachſenen Unterricht in der Aſtronomie oder, wie man es damals nannte, in der Wiſſenſchaft von den Sphären. Dieſe Wiſſenſchaft ſcheint in jener Zeit, zumal in Italien, wie Petrarcas und Dantes mit aſtronomiſchen Vorſtellungen und Anſpielungen für die heutige Durchſchnitts-Sternkunde allzu reichlich durchſetzte Dichtungen beweiſen, in weit höherem Grade für einen unentbehrlichen Beſtandteil der allgemeinen Bildung gegolten zu haben, als heutzutage. Die Kenntnis des Auf- und Niedergangs der Sternbilder iſt eben für die neuere Welt durch Uhren und Kalender praktiſch entbehrlich geworden, und mit ihr ſcheint verloren gegangen zu ſein, was ſich ſonſt von aſtronomiſchem Intereſſe im Volke entwickelt hatte. Gegenwärtig freilich fehlt es nicht an Handbüchern und Gymnaſialunterricht, und jedes Kind weiß, daß die Erde ſich um die Sonne bewegt, was Bruno als neue Wahrheit lehrte. Aber ſchwerlich würde heute ein junger Gelehrter in einer kleinen Stadt wie Noli für einen Kurſus populärer Aſtronomie einen genügenden Kreis von Gebildeten um ſich verſammeln können, da man ſelbſt die Kenntnis der Sternbilder und ſcheinbaren Bewegung der Himmelskörper faſt nur noch bei Fachgelehrten findet.

Wir dürfen annehmen, daß Bruno schon in Noli die ersten Grundzüge jener großartigen Umwälzung der kosmischen Weltanschauung gelehrt hat, die er von da ab als begeisterter Apostel durch die Kulturländer Europas tragen sollte. Die auf den Universitäten jener Zeit herrschende scholastische Ansicht lehrte das sogenannte Ptolemäische Welt-System, nach welchem zwar die Erde und das ganze Weltall eine Kugelform besaß, die Erde aber in der Mitte einer großen kristallenen Hohlkugel oder Sphäre unbeweglich schwebte, eingeschlossen von neun oder zehn durchsichtigen Kristall-Hohlkugeln, deren jede eine besondere Sphäre einschloß; dies ganze Hohlkugelsystem drehte von Osten nach Westen sich um eine Axe, die durch den Mittelpunkt der Erde ging; Sonne, Mond und Planeten machten, verschiedenen Sphären zugewiesen, diese Bewegung mit. Die äußerste Sphäre war der sogenannte Fixsternhimmel und jenseits desselben begann das Empyreum, der Sitz des Herrgotts und seiner Heerscharen.

Bruno war vielleicht der Erste, der gegen diese Anschauung im Anschluß an Copernicus mit allen Waffen der Logik und Naturkunde öffentlich lehrend auftrat und der naturwissenschaftlichen Weltanschauung Bahn brach, die jetzt in ihrem allgemeinsten Umriß freilich längst das Gemeingut aller nur halbwegs Gebildeten geworden ist, damals aber als unerhörte Neuerung und Ketzerei angefeindet wurde.

Er lehrte, daß unsere Erde nicht im Mittelpunkte der Welt unbeweglich ruhe, sondern sich in elliptischen Bahnen um die Sonne drehe, um welche sich auch die übrigen, bis dahin bekannten sieben Planeten in ähnlichen Bahnen bewegen; daß die Erde nicht der größte, sondern einer der kleinsten Weltkörper sei; daß die Planeten ihr ganz ähnlich und zum Teil an Größe überlegen, vielleicht auch von lebenden Wesen bewohnt seien; und selbst über Copernicus hinausgehend, lehrte er, daß auch die Sonne nicht den Mittelpunkt des Universums einnehme, daß vielmehr jeder Fixstern selbst wieder eine nur unendlich weiter entfernte Sonne sei, wie unsere Sonne von dunkeln und nur ihrer Entfernung wegen für uns unsichtbaren Planeten umschwebt. Nicht neun bis zehn Sphären oder Himmel, umgrenzt von leerem Raume, gebe es. „Es giebt nur einen Himmel, nur einen unermeßlichen Weltraum, eine Ätherregion, durch welche das Ganze sich regt und bewegt; auch unsere Sonne und die Fixsterne drehen sich wieder um die „Sonnen-Sonne“, und alle diese unzähligen Weltkörper sind aus derselben Materie entstanden wie unsere Erde; aber diese Materie kann unendlich verschiedene Gestaltungen und Zustände aus sich entwickeln. Da sie in einem ewigen Strom der Entwickelung in steter Bewegung begriffen ist,

so sind die Welten und Weltsysteme stetig veränderlich und als solche vergänglich; ewig bleibt aber die ihnen zu Grunde liegende schaffende Energie, ewig die jedem kleinsten Atome innewohnende Urkraft, nur die Zusammensetzung ändert sich."

Nach einem Aufenthalt von vier Monaten verließ Bruno Noli, vielleicht weil die Neuheit seiner astronomischen Lehren den Verdacht der Geistlichkeit rege machte. Über Savona und und Turin wanderte er nach Venedig.

Venedig ward damals ebenso wie Genua von der Pest heimgesucht, welche hier im August 1575 begann und bis zum Ende des Jahres 1576 mehr als 42000 Menschen dahinraffte. Diese furchtbare Diktatur des Todes führte jene abnormen sozialen und moralischen Zustände herbei, in deren unvergleichlicher Schilderung ein Boccaccio und Manzoni um den Preis ringen.

Bruno scheint Todesfurcht nie gekannt zu haben; weil er in Venedig in einer der vielen Druckereien Beschäftigung fand, nahm er vier bis sechs Wochen lang inmitten dieser Erntearbeit des Todes seine Niederlassung und ließ eine Broschüre drucken mit dem Titel: „Die Zeichen der Zeit". Da diese Schrift verschollen ist, können wir ihren Inhalt nur ganz allgemein aus dem Titel erraten. Da sie zuvor einem Pater Remigius aus Florenz

zur Prüfung übergeben war, ist anzunehmen, daß sie jedenfalls nichts kirchlich Anstößiges enthalten haben wird; es war vielleicht ein Vorläufer seiner später zu erwähnenden „Lullischen Schriften".

Bruno in Genf. 1578.

Von Venedig aus verließ er Italien und wanderte über Brescia, Bergamo, Chambéry nach Genf, der südlichsten Hochburg der Reformation, der theokratischen Republik Calvins.

Calvin war seit fünfzehn Jahren tot, aber sein fanatisch ebenso unduldsamer wie religiös überzeugter, strenger Geist lebte noch ungeschwächt unter seinen Anhängern. In Genf hatten viele Italiener, welche der religiösen Reformation beigetreten waren, vor den Verfolgungen der Inquisition ihr Asyl gefunden; eine große Kolonie italienischer Reformierter, deren würdigstes Haupt der Marchese de Vico war, nahm den Nolaner gastfrei auf.

Anfangs hat Bruno hier, wo er seinen Lebensunterhalt in Druckereien als Korrektor erwarb, in seinen Mußestunden fleißig die Vorträge der reformierten Professoren und die Predigten der reformierten Geistlichen besucht. Allein der reformatorische Geist, den er hier fand, war das Gegenteil dessen, den er suchte. Die Reformierten in Genf setzten dem Fanatismus der katholisch-kirchlichen Dogmatik nicht

die Freiheit des Gewiſſens, ſondern den ebenſo unduldſamen Fanatismus ihres eigenen Katechismus-Glaubens entgegen und drangen mit unerträglichem Bekehrungseifer auf Bruno ein, der ſich jedoch von der inneren phariſäiſchen

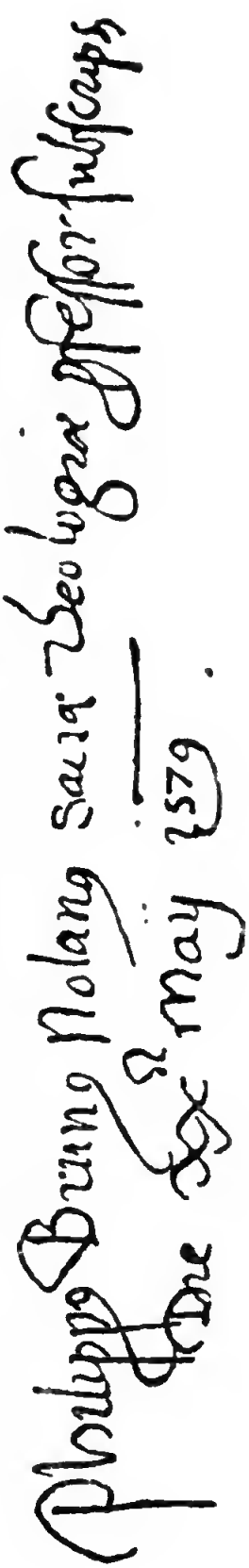
Medaillon des Arztes Servetus vom Bruno-Denkmal.

Hohlheit des evangeliſchen Muckertums gar bald angewidert fühlte und ſchließlich ſogar die äußerliche Werkheiligkeit des Katholizismus faſt höher ſchätzen zu müſſen glaubte, als die tote Buchſtabengläubigkeit jener. Es war noch nicht

allzulange her, daß Calvin den gelehrten Arzt Servetus, den Entdecker des Blutumlaufs im menſchlichen Organismus wegen ſeines Unglaubens an einige reformierte Dogmen hatte verbrennen laſſen. Als auch Bruno es wagte, gegenüber den Anſichten eines Genfer Philoſophie-Profeſſors, Namens de la Faye, ſeine eigene Überzeugung in einer kleinen Druckſchrift zu verfechten, warf man ihn, ſowie den Verleger ſeiner Schrift ohne weiteres ins Gefängnis. So ſtand es damals um die Toleranz ſelbſt bei den Reformierten.

Bruno wurde, nachdem er ſelbſt einige Tage im Gefängnis geſeſſen und der Verleger ſeiner Schrift zu einer Geldbuße verurteilt war, aus Genf verwieſen. Aus dem Protokoll, das ſich über dieſe Verhandlungen in den Archiven des Genfer Konſiſtoriums gefunden hat, entnehmen wir nebenſtehendes Faksimile ſeiner Unterſchrift.

So verließ er denn Genf nicht ohne ein Gefühl tiefſter Erbitterung gegen die calviniſti-



ſche Sekte, bei der er gerade das freieſte Aſyl für ſeine eigenen reformatoriſchen Ideale zu finden gehofft hatte, mit ſich zu nehmen, und es iſt daher wohl verſtändlich, wenn ſein perſönlicher Groll gegen dieſe Reformierten ſich nach Jahren noch in einigen, vielleicht allzu ſcharfen Ausfällen in der Schrift: „Die Vertreibung der triumphierenden Beſtie“ Luft machte. — Hier legte er dem Momus, dem Gott der Satire und des Tadels, folgende Worte in den Mund:

„Möge doch ein Held der Zukunft jene alberne Sekte von Pedanten ausrotten, welche ohne die guten Werke zu thun, die das natürliche und göttliche Geſetz anbefiehlt, ſich für höchſt religiös und für Auserwählte Gottes halten, indem ſie behaupten, daß auf gute oder böſe Werke gar nichts ankomme, ſondern daß die Seligkeit nur davon abhänge, daß man an ihren Katechismus glaube.“ Den Zeus aber läßt er dann als Strafe für alle jene frommen Anhänger der „deformierten“, d. h. verunſtalteten, nicht aber „reformierten“ oder verbeſſerten Religion beſtimmen, daß ſie nach ihrem Tode eine dreitauſendjährige Seelenwanderung in Eſelleibern verbüßen ſollen.

Bruno in Toulouse. 1579—1580.

Seine Lehre von der Seele.

Von Genf wandte ſich unſer Apoſtel des freien Denkens nach der katholiſchen Univerſität Toulouſe im ſüdlichen Frankreich. Hier, wo damals durchſchnittlich zehntauſend Studenten weilten, fand er beſſere Aufnahme; hier herrſchte verhältnismäßige Lehrfreiheit neben regem Fleiß und Eifer der Studierenden. „Die Studenten der Univerſität Toulouſe," meldet ein Chroniſt dieſer Stadt aus jener Zeit, „ſtanden morgens um vier Uhr auf und fanden ſich nach Anhörung der Meſſe um fünf Uhr in den Hörſälen ein, mit ihren Heften und Kerzen in den Händen." Das größte Intereſſe der Studierenden nahm in jenen Tagen dort die Wiſſenſchaft von der Seele in Anſpruch; erzählt man doch, daß hier einſt ein Profeſſor der Philoſophie, der ſich nach Anſicht ſeiner Zuhörer allzulange bei anderen Problemen aufhielt, von ihnen durch den allſeitigen lebhaften Zuruf: „Anima, anima!" („die Seele, die Seele!") unterbrochen und aufgefordert wurde, endlich auf dieſes intereſſanteſte Thema zu kommen. So las denn auch Bruno, nachdem er ſich zunächſt durch Erwerbung des Doktorgrades das Recht zu öffentlichen Vorleſungen erworben hatte, ein Kollegium über „die drei Bücher des Ariſtoteles über die Seele". Seine Vorleſungen fanden bald ſolchen Zudrang und Beifall, daß er von

den Studenten, die bei der damaligen freien Verfassung aller nichttheologischen Universitäten das Recht besaßen, die Lehrstühle durch ihre Wahl zu besetzen, zum Professor erwählt wurde.

Was für Ansichten entwickelte Bruno über die Seele? Nahm er überall an, daß eine Seele als ein selbständiges und vom Körper unabhängiges Wesen existiere, und glaubte er an ihre Unsterblichkeit?

Erst etwa fünfzig Jahre früher hatte Pietro Pomponazzo, ein Landsmann Brunos, den für seine Zeit anerkennenswerten Mut gehabt, die Unsterblichkeit der Seele vom philosophischen Standpunkte aus zu leugnen und als ein unbeweisbares Dogma des Glaubens hinzustellen, und gerade durch dessen scharfsinnige Schriften war die Seelenfrage zur brennenden Tagesfrage geworden. Bruno griff die Behauptungen Pomponazzos nicht mit theologischen, sondern mit logischen und naturwissenschaftlichen Gründen an. Er lehrte – in unserer Zeit, wo vielfach irrtümlich bei Halbgebildeten gerade die vulgär-materialistische Seelenleugnung als einziges Kennzeichen rechter Geistesfreiheit gilt, ist es wohl angebracht, dies besonders hervorzuheben — die Unsterblichkeit, ja die Ewigkeit der individuellen Seele, und gerade in dem unerschütterlichen, wissenschaftlichen Bewußtsein dieser Wahrheit fand er den nachhaltigen Trost, die beste Frucht der Philosophie. Er hat dieser Überzeugung später einmal in seinem Lehr-

gedicht „Über das dreifach Kleinſte“ durch folgende Verſe Ausdruck verliehen:

„Geh' nun, Thor, und fürchte des Tods Dräu'n und des Geſchickes,
Geh' zum Geſchwätze der Thoren dahin, die Träume des Pöbels
Laß mit tödlicher Furcht Dich erfaſſen, als ob Du in Wahrheit
Wärſt ein Zuſammengefügter, aus ſtofflicher Maſſe beſtehend.
Wird nicht, während Du lebſt, die Maſſe des Leibes verändert,
Wie ſie aus eigener Bewegung in ſtetigem Wechſel des Stoffes
Neue Materie ergreift und ſtets die frühere ablegt?
Oder iſt wohl der Stoff Dir im Fleiſch und Blut noch derſelbe
Theilweiſ' oder im Ganzen, wie Jahre zuvor es geweſen?
Blieben des Knaben Blut und Muskeln und Nerven dem Jüngling
Unverwandelt? Veränderte nicht im Wechſel dem Mann ſich
Alles? Fließen die Glieder nicht, und entäußern erneuert
Sich der verbrauchten Form genau, wie dies Nägel und Haare
Selbſt den ſtumpferen Sinnen beweiſen; — indeſſen der Seele
Weſen inmitten des Herzens beharrt, die lenkende Vollkraft,
Durch die Einer Du biſt, derſelbige bleibſt und ein Ich biſt?
Mag in buntem Getrieb Dich raſtlos brauſend umdrängen
Rings unzähliger Bilder Gewirr und wechſelnder Zufall,
Dies, dies biſt Du ſelbſt, was mächtig die Mitte gefaßt hält

Wie das Äußerſte, wie die ſämtlichen Teil' unteilbar,
Das zu trennen keiner Naturkraft irgend vergönnt iſt,
Das der Blitz nicht rührt, die verzehrende Zunge der Flamme
Nimmer verletzt, das Seelenatom, das wie die Atome des Leibes
Unzerſtörbar, ſo daß nur die Ordnung allein und die Stelle
Und der Teile Gebrauch ſtets wechſelt, doch unverändert
Ruhig im Wechſel beharrt des Geiſtes unteilbares Weſen.

Wahrhaft Weſen und Grund iſt nie Zuſammengefügtes,
Sondern das Fügende, Du, und der letzte Teil des Gefügten,
Welches Du rings anbaueſt um Dich. So wirſt Du ermeſſen,
Daß Du ſchlechter in nichts als der unterwürfige Leib biſt,
Der doch nimmer in Nichts zurückſinkt, ſondern beharret;
Jetzt ſich hier, jetzt dort ergänzend, daß ſich die Glieder,
Die Du bewegſt, nach feſtem Geſetz zum Dienſte Dir fügen.
Dies iſt die Quelle des Lebens und Wachstums unſerer Maſſe,
Daß zum Kreis ausdehnend das Zentrum weit ſich entfaltet,
Daß baumeiſterlich rings der Geiſt die Atome verſammelt
Um ihn her und hinein ſich ergießt und das Ganze beherrſchet,
Bis, wann die Zeit ſich erfüllt und des Lebens Faden zerreißet,
Er ins Zentrum zurück ſich nimmt und wieder von dorten
Sich in die Welt, die unendliche, ſenkt, was Tod wir zu nennen

Pflegen, dieweil uns das Licht, dem wir zu-
streben, verhüllt ist;
Doch ward Ein'gen zu ahnen verlieh'n, dies Leben
hienieden
Sei nur Tod, das Sterben des wahren Lebens
Erwachen."

Freilich hat diese Unsterblichkeit der Seele nichts mit dem abergläubischen, in Paradies und Hölle geteilten Jenseits gemein, auf welches christliche Gemüter sich für ihre „aus dem Nichts geschaffenen" Seelen Hoffnung machen, noch ist er gar mit dem widerlichsten aller modernen Unsinns-Systeme, dem zur Zeit sogar in Deutschland Anhänger werbenden Spiritismus, der sich ja auch teilweise zum Reinkarnationsglauben bekennt, zu identifizieren.

Brunos Unsterblichkeitslehre ist vielmehr eine naturwissenschaftliche und moralische Idee, die Annahme der Unerschaffenheit und Unzerstörbarkeit jeder individuellen Energie und die Einsicht, daß jedes individuelle Wesen einerseits das Ergebnis einer unendlichen Reihe von früheren Entwickelungen ist und andererseits einer unendlichen Fortentwickelung entgegengeht. Es ist die alte Unsterblichkeitslehre der Druiden, Egypter, Brahmahnen und Buddhisten, der Glaube eines Pythagoras, Plato, Plotinus, Lessing und Goethe, vereinbar mit der Entwickelungslehre Darwins und Häckels.

Bruno in Paris. 1580—1583.

Nach einer Lehrthätigkeit von zweieinhalb Jahren in Toulouse, durch welche sein Name bereits einen gewissen Weltruf erlangte, siedelte er nach Paris über. Es waren damals kaum zehn Jahre seit jenem berühmtesten aller Religionsverbrechen, welche die Geschichte menschlicher Grausamkeiten kennt, der sogenannten Bluthochzeit oder Bartholomäusnacht verflossen.

Noch war es nicht gelungen, das „schlangenhaarige Scheusal" des religiösen Bürgerkrieges in Frankreich zu fesseln. Jenem Karl IX., der in der heiligen Bartholomäusnacht vom Fenster aus unter die fliehenden Huguenotten schoß, als handle es sich nur um ein großes Hofjagdtreiben, der dann in der Brautkammer seines huguenottischen Schwagers, des achtzehnjährigen Heinrich von Navarra, die Mordbüchse in der Hand, diesem die Wahl stellte zwischen „dem Tod oder der Messe", war Heinrich III. auf den Thron gefolgt, zwar von toleranter Gesinnung und ein Freund aller Wissenschaften und Künste, doch ein politischer Schwächling.

Gegen ihn erhob einerseits der wiederum zum Protestantismus abgefallene Heinrich von Navarra, andererseits die katholische Ligue unter Heinrich von Guise die Waffen der Empörung. Schon mochte jener finstere Mönch, Jacques Clément, das Dolchmesser unter seiner Kutte tragen, mit dem er ihn schließlich im

Namen der Kirche ermordet hat. Einstweilen fand Heinrich noch Zeit und Muße, sich in Paris, das damals schon für die einzige Stadt galt, wo man „zu leben verstand", heute ausschweifenden Vergnügungen und morgen gelehrten Beschäftigungen und künstlerischen Neigungen hinzugeben.

Bruno eröffnete seine Wirksamkeit an der Universität zu Paris, nachdem er sich einige Monate lang in größter Zurückgezogenheit vorbereitet hatte, mit einer Vorlesung über „Die dreißig Attribute der Gottheit", im Anschluß an eine hierüber von dem großen Scholastiker Thomas ab Aquino, dem größten Dogmatiker des Katholizismus, verfaßte Schrift.

Brunos Lehre von Gott.

Was lehrte Bruno über die Gottheit? Obwohl uns Hefte aus jenen Vorlesungen nicht erhalten ist, können wir doch nach seinen übrigen um jene Zeit in Paris veröffentlichten Schriften, besonders seinem Hauptwerk: „De umbris idearum" („Von den Schatten der Ideen") wohl behaupten, daß die Gottheit, die er lehrte, mit derjenigen des Thomas ab Aquino und überhaupt nicht nur des katholischen, sondern auch aller anderen christlichen Religionssysteme nur den Namen gemeinsam hat.

Von jenem angeblich dreieinigen Herrgott,

der die Welt aus nichts erſchaffen und, nachdem er die Juden durch das rote Meer geführt und viele andere Wunder gegen die Naturgeſetze verübt, auch einen Sohn mit der Jungfrau Maria erzeugt haben ſoll, mit der zuſammen er nun als heiliger Geiſt, Vater und Sohn droben im Himmel waltet, indes ſeine Stellvertreter auf Erden, ſei es nun der eine Papſt zu Rom oder die vielen Päpſtlein der antipapiſtiſchen Kirchen ihm als unfehlbare Herolde ſeiner Befehle dienen, wußte die Philoſophie des Nolaners nichts, ſie überließ ſeine Annahme und Rechtfertigung der Theologie, die das, was über und gegen Natur und Vernunft iſt, zum Gegenſtande hat.

Bruno ſuchte die Gottheit in der Natur, und er fand ſie hier, nicht für einen Glauben, der ſich knechtiſch duckt, ſondern für die klare Erkenntnis und das warme Gefühl; er fand ſie in ihrer wahren Allgegenwärtigkeit, ihrer Ewigkeit, ihrer Notwendigkeit, ihrer Allwiſſenheit, ihrer Güte, ihrer Allmacht und vor allem in ihrer Treue und Liebe. „Wir müſſen immer wiederholen," erklärte er, „daß wir nur dasjenige als Natur betrachten, was immer war und iſt und nicht anders ſein kann." So ſind ihm denn Gott und Natur zwei Größen, die ſich vollkommen gleich ſind. Gott iſt nichts anderes, als die ſich in jedem Naturgeſetz beſtätigende Einheit des unendlichen Univerſums, und das Univerſum wiederum iſt nichts,

als ein unendlich geteilter Gott. Wenn Schiller schreibt: „Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen — oder wenn Goethe dichtet:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe,
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen!"

so bekennen sich unsere beiden großen Dichterfürsten zur Gottesanschauung Brunos; von Goethe steht es auch fest, daß er direkt aus Brunos Werken, welche er ein Goldbergwerk großer Wahrheiten nannte, die erhabensten seiner Gedanken geschöpft hat.

Diese Gottesanschauung bezeichnet man gewöhnlich als Pantheismus; es ist aber wohl zu bemerken, daß diese Bezeichnung den allerverschiedensten Glaubens- und Anschauungsformen beigelegt worden ist und daß man an und für sich also gar nichts Bestimmtes damit aussagt, wenn man Bruno einen Pantheisten nennt. Ebenso richtig hat man ihn auch einen Materialisten, einen Monisten und wiederum selbst einen Theisten genannt; wie weit alle diese Bezeichnungen zutreffend sind, hängt

lediglich davon ab, was für Begriffe ſich mit ihnen in den Köpfen derer verknüpfen, die ſie gebrauchen. Der Begriff, den ein Naturforſcher mit dem Wort „Materie“ verknüpft, pflegt oft ein anderer zu ſein, als der, den ein Philoſoph damit verbindet, und beide wiederum verbinden jedenfalls mit dieſem Worte einen erhabeneren und reicheren Inhalt, als mancher Pfaffe mit dem Worte „Gott“. Denn

„Wie der Menſch,
So iſt ſein Gott:
Drum ward auch Gott
So oft zum Spott!“

Daß Brunos Gottesanſchauung eine nicht bloß verſtandeskalte, abſtrakte Idee, ſondern eine religiöſe im edelſten Sinne war, daß ihm das Wort „Gottheit“ keine bloße Phraſe, kein „leerer Schall und Rauch“, ſondern tiefſtes, innigſtes Gefühl des Höchſten war, beweiſen am beſten die folgenden Verſe, welche wir ſeinem großartigen, ſpäter von ihm in Deutſchland verfaßten lateiniſchen Lehrgedicht: „Über das dreifach Größte und Kleinſte“ entnehmen:

„Was da iſt, was da war und was Zukünftiges ſein wird,
Gegenwärtig ſteht es vor Gott in ewigem Lichte;
Jegliches, wann es nur immer geſchieht, iſt dann notwendig;
Was Gott will, das wählt, das giebt, das weiß und bewirkt er,
Er kann nicht ſich ſelber verändern, ſelber verneinen.

Was er will und vermag, ist wiederum Eins und dasselbe;
Siehe das Schicksal ist ja selbst der göttliche Wille;
Anderes als geschieht, kann durch ihn nimmer geschehen,
Denn ein anderes, als er ist, kann nimmer er selbst sein;
Seine Natur ist stets ein in sich einfaches Wesen,
Ob viel tausend Namen unzählige Geister ihr geben,
Wie ein verschied'ner Begriff von Einem Ding in der Seel' ist,
Wenn durch verschiedene Fenster und Sinnenpforten es einging.
Ganz gleich ist in ihm die Weisheit, sowie die Güte,
That, Kraft, Herrschaft, Glanz und ewiges Leben und Liebe
Allwärts ganz, abfassende Macht, ein unendliches Zentrum."

Die Anlehnung seiner Vorträge an den Doktor Angelicus, den „engelgleichen" Lehrer, wie die katholische Gelehrsamkeit den Thomas ab Aquino nennt, muß wohl für die in der Unterscheidung der Geister nicht allzusehr geübten Augen der Sorbonne einstweilen noch die wissenschaftliche Contrebande der neuen Wahrheiten, die Bruno vortrug, etwas verhüllt haben, zumal er zugleich in jenen Vorlesungen noch nicht polemisch, sondern mit akademischer Ruhe vorging; wenigstens bot sie ihm sogar die Stelle eines ordentlichen Professors an. Als aber jetzt Bruno, der offenbar wenig von der Weltklugheit eines Heinrich von Navarra besaß, diese Stelle aus dem Grunde ausschlug, weil damit die Verpflichtung zum Besuch der

Meſſe verknüpft war, ſollte man wohl ſchon merken, weß Geiſtes Kind der ehemalige Dominikaner war. Gleichwohl herrſchte damals in Paris noch hinreichende Toleranz, um ihm die fernere Fortſetzung ſeiner Lehrthätigkeit dieſerhalb noch nicht zu unterſagen. „Bruno iſt," ſchreibt Berti, „der wahre Typus des freien Profeſſors jener Tage, als die Univerſitäten noch nicht verſtaatlicht waren. Er lehrte nicht um hohen Gehalt, Titel und Würden zu erlangen, ſondern um ein Herold der Wahrheit zu ſein."

Um dieſer den Zugang zu verſchaffen, nahm er wohl einmal auf die Neigungen und Geſchmacksrichtungen der Studenten, niemals aber auf rein äußerliche Vorteile Rückſicht. Den Neigungen der Studentenſchaft gab Bruno nach, wenn er in Paris auch Vorleſungen über die ſogenannte „Große Kunſt" des Raimundus Lullus eröffnete. Der Name des Raimundus Lullus hatte in jenen Tagen ganz beſondere Anziehungskraft für die von fauſtiſchem Wiſſens- und Machttrieb beſeelte ſtudierende Jugend; man glaubte, dieſer unklare Myſtiker, den übrigens Bruno an einer Stelle ſeiner Werke „einen viſionären Eſel" nennt, habe den Stein der Weiſen beſeſſen. Raimundus Lullus war 1234 auf der Inſel Malloria geboren, nach einem wüſten Jugendleben war er, als ihm eines Tages eine von ihm mit heftigen Liebesanträgen verfolgte ſchöne Dame, um ihn abzuſchrecken,

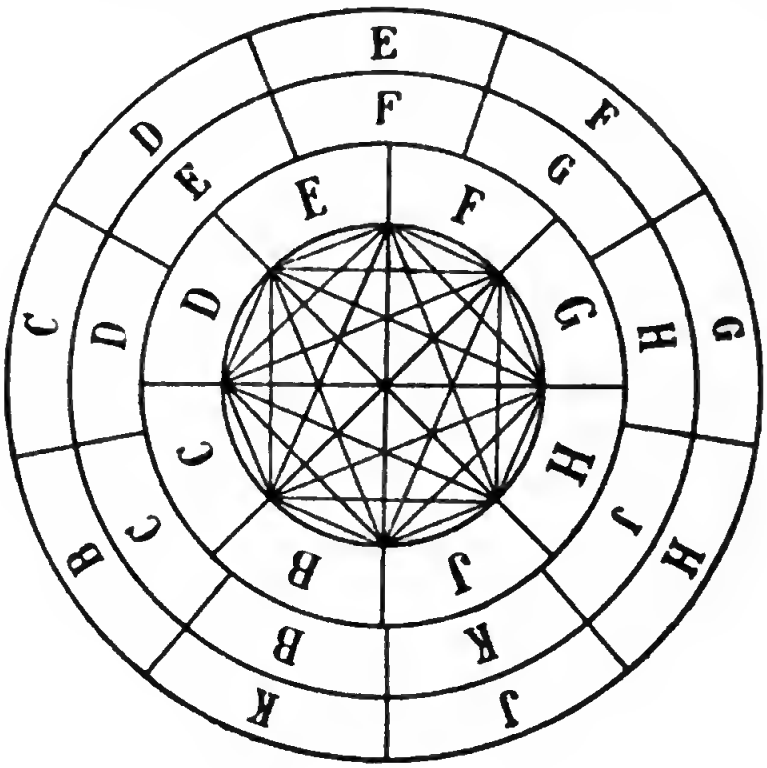
ihren vom Krebs angefressenen Busen enthüllte, plötzlich zum mystischen Schwärmer geworden, er verließ Weib und Kind und zog sich in die Einsamkeit zurück, um unter asketischen Übungen ein Mittel unfehlbarer Beweisführung ausfindig zu machen, das ihm dienen sollte, die Ungläubigen zum Christentum zu bekehren. Er glaubte dieses Mittel schließlich in einer Art „logisch-metaphysischer Rechenmaschine" gefunden zu haben; er befestigte sechs konzentrische Kreise so übereinander, daß immer einer den anderen überragte und sie alle drehbar waren; auf diesen Kreisen gruppierte er die durch bestimmte Buchstaben repräsentierten Fundamental-Begriffe des Denkens und gewann so die Möglichkeit, durch das Drehen der Kreise unzählbare Begriffskombinationen zu erzielen. Der äußerste Kreis hieß Schlüssel der Erfindung, er enthielt die Fragen, welche über die Gegenstände aufzuwerfen sind: ob, was, warum, wie u. s. w.; der zweite enthielt nun Klassen des logischen, der dritte neun Kategorien des physischen Seins, der vierte Tugenden und Laster, der fünfte und sechste sowohl absolute als relative physische und metaphysische Prädikate der Dinge.

Wir geben umstehend ein Beispiel, welches allerdings nur drei Kreise enthält und einer Einführung Brunos in der Lullische Kunst entnommen ist.

Diese lullische Kunst war freilich im Grunde nichts anderes, als die letzte Selbstironie der

mittelalterlichen, wahrer wissenschaftlicher Arbeit unfähigen Scholastik. Letztere glaubte, indem sie meistens „die Schale des Worts für den Kern der Sache nahm“ (Leibnitz), durch logische Künste alles zu erklären und erklärte nichts.

Bruno aber verstand es, diese an sich ganz wertlose Denkmaschinerie mit Geist und Inhalt



Lullischer Kreis.

zu erfüllen und sie zu einem Hilfsmittel seines mit Wirklichkeit und Wahrheit vertrauten Denkens, vor allem auch als Veranschaulichungs- und Gedächtnismittel umzugestalten. Ihm wurde die Lullische Kunst zu einer sich selbst entwickelnden Dialektik, durch deren Ge-

triebe er die Entwickelung des Naturganzen, in welchem ja auch alles Höhere und Zusammengesetzte aus der unzählbaren Kombination einfachster Elemente entsteht, nachzubilden bestrebt war; so führte er seine Zuhörer unter dem Vorwande, ihnen die „große Kunst“ zu lehren, in die große neue Weltanschauung ein und verstand es, wenn er sie an der goldenen Kette des schließenden Denkens vom Kleinsten zum Größten, von der elementarsten Wahrheit zur erhabensten geistigen Rundschau geleitet hatte, sie mit jenem wissenschaftlichen Religionsgefühl des Monismus zu erfüllen, das Goethe, sein größter deutscher Schüler, in die Worte kleidet:

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segen-duftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen.“

So wird es begreiflich, daß seine Vorlesungen einen ganz unglaublichen Zudrang hatten; auch seine persönliche Vortragsgabe war, wie einer seiner Schüler, Eglinus, uns schildert, ganz außerordentlich; in freier Rede, gleichzeitig denkend und diktierend, so rasch, daß die schnellste Feder kaum zu folgen vermochte, ging er bald von einem streng bestimmten abstrakten Begriff zum anderen, wie uns seine „Summa terminorum metaphysicorum“ zeigt, bald ließ

er die südliche Fülle seiner dichterischen Phantasie oder die ganze Schärfe seines unerreichbaren Witzes und Spottes dazwischen spielen; sein Wahlspruch

„In tristitia hilaris,
In hilaritate tristis!“
(„In Traurigkeit heiter,
In Heiterkeit traurig!“)

verleugnete sich ebensowenig in dem gemäßigt-lebhaften Geberdenspiel seiner schlanken Figur und dem Mienenspiel seines, das Feuer des unter buschigen Brauen hervorblitzenden durchdringenden Adlerauges mit einem Zug sinnender Melancholie mildernden, klassisch-edlen Antlitzes, wie in der, Ernst und Scherz, Überzeugung, Humor und Satire vereinigenden Diktion.

Er war das Ideal eines wissenschaftlichen Lehrers, wenn ein solcher, wie Schiller sagt, „sich nicht darauf beschränken darf, bloß tote Begriffe mitzuteilen, sondern mit lebendiger Energie das Lebendige ergreifen und sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich bemächtigen soll“.

Bald nach seiner Ankunft in Paris ließ Bruno auch das bereits erwähnte Lustspiel „den Leuchter“ drucken, in welchem er die verkommenen Zustände der neapolitanischen Gesellschaft darstellt und die Gebrechen seiner Zeit, vor allem den Aberglauben, Alchemie, Zauberei, sowie die „Gelehrten-Pedanterei“ geißelt. „Es

ſteht," ſagt Klein, der bedeutende Geſchichtsſchreiber des Dramas, „keiner Komödie an Geiſt, Witz und frecher Komik nach, ſowohl was die Figuren, als die Situationen betrifft."

Gewidmet iſt die Dichtung der Signora Morgana, „ſeiner höchſt gelehrten, ſchönen und edlen Herzensdame, ihr, die das Feld ſeines Geiſtes kultiviert, die harten Schollen desſelben zerpflügt und ſeinen Stil gebildet und veredelt, die ſeinen Verſtand mit göttlichem Waſſer, das aus dem friſchen Quell ihres eigenen Geiſtes ſprudle, getränkt habe," er bittet ſie, jenem anderen Leuchter von Fleiſch und Blut (vermutlich irgend einem an ſeiner Flucht ſchuldigen „Kirchenlicht" in Neapel) zu beſtellen, daß er nicht allzuſehr jubeln möge, daß „er in die weite Fremde gegangen ſei," denn der Tag dürfte doch kommen, wo er ſagen werde: „Surgam et ibo", und dann werde jenes gemäſtete Kalb zum Feſtſchmaus geopfert werden; einſtweilen möge es nur noch fetter werden, als es ſchon ſei.

„Erinnert Euch, Herrin, an meinen Glauben, den Ihr ſelber teilt: Die Zeit nimmt alles und giebt alles, alles wandelt ſich, doch nichts wird zu nichte, Eins aber giebt es, das ſich nimmer wandelt, Eines iſt ewig und beharret im Wechſel. Durch ſolche Philoſophie wird der Geiſt gehoben und die Vernunft geſtärkt." Man hat darüber geſtritten, ob mit jener Signora Morgana eine

wirkliche Gönnerin und Herzensdame, oder vielleicht eine geheime Gesellschaft von gleichgesinnten Freunden in der Heimat gemeint sei. Die Lebensgeschichte Brunos bietet zu wenig Anhaltspunkte, um den Schleier dieses interessanten Geheimnisses zu lüften.

Der Ruf des gefeierten italienischen Philosophen war bald zu den Ohren des Königs gedrungen und dieser ließ ihn zu sich bescheiden und fragte ihn, ob sein erstaunliches Gedächtnis etwa auf magischer Kunst beruhe. Bruno erwiderte lächelnd, daß es sich bei ihm nur um natürliche Wissenschaft handle und vergalt die nicht geringen persönlichen Gunstbezeugungen des Königs dadurch, daß er ihm sein philosophisches Erstlingswerk: „De umbris idearum“ („Von den Schatten der Ideen“) zueignete.

In diesem Erstlingswerk Brunos liegt unter einem überraschenden Reichtum von anderen naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten, wie Brunnhofer richtig bemerkt, auch die große Idee des Darwinismus, die Idee von der allmählichen stufenweisen Entstehung höherer Organismen aus niedrigeren, klar ausgedrückt im Keime vor.

Bruno in England. 1584—1585.

Nach einem Aufenthalt von drei Jahren verließ Bruno Paris, vielleicht weil die wachsenden

bürgerlichen Unruhen das wissenschaftliche Leben an der Sorbonne beeinträchtigten. Er reiste nach England und ward in London, mit warmen Empfehlungen König Heinrichs III. versehen, von dessen Gesandten Michel von Castelnau, Herrn von Mauvissière, liebevoll in Haus und Familie aufgenommen.

Hier hat der rastloseste Apostel des freien Gedankens eingestandenermaßen die glücklichsten Tage seines Lebens verlebt. Der Herr von Mauvissière war gewiß eine der edelsten Persönlichkeiten seines Zeitalters, seine schwerste diplomatische Aufgabe bestand darin, als Gesandter Frankreichs die Sache der unglücklichen Maria Stuart bei der Königin Elisabeth zu vertreten; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er sich der beredten Zunge und gewandten Feder des Nolaners oft bei dieser Aufgabe bedient hat. Nichts spricht mehr gegen alle Verleumdungen, welche schmutzige klerikale Federn gegen Brunos Sittlichkeit ausgespritzt haben, als das wahrhaft innige Verhältnis, in welchem Bruno zu diesem, wie seine uns erhaltenen Memoiren beweisen, von wahrer Religiosität beseelten Staatsmanne und seiner Familie gestanden hat, und nichts beweist andererseits besser, wie echte Religiosität mit größter Geistesfreiheit Hand in Hand gehen kann, als der Umstand, daß drei von Brunos bedeutendsten Schriften diesem Manne zugeeignet worden sind. Gewiß waren es für unseren Philosophen liebliche

Erholungsſtunden, wenn er ſich hier im Hauſe ſeines Mäcen nach der Arbeit an den tiefſinnigen ethiſchen und naturphiloſophiſchen Werken, die er mit bewundernswerter Geiſtesregſamkeit und Produktivität raſch hintereinander in London veröffentlichte, dem Unterrichte des reizenden Töchterchens oder der Unterhaltung ſeiner liebenswürdigen Gattin widmen konnte. Er, der ſowohl bei ſeinem mönchiſchen Vorleben als auch bei ſeiner ſtets auf die höchſten geiſtigen Ideale konzentrierten Thätigkeit vielleicht geneigt geweſen war, das weibliche Geſchlecht gering zu ſchätzen, kann es jetzt inmitten ſeines tiefmetaphyſiſchen Werkes „Von der Urſache, dem Prinzip und dem Einen“ nicht unterlaſſen, der Gattin und dem anmutigen Töchterlein ſeines edlen Gaſtfreundes eine Huldigung darzubringen, die ihnen eine beneidenswerte Unſterblichkeit geſichert hat.

„Giebſt Du dem Genius ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er Dir ein ſchöneres zurück.“

Nachdem er nämlich in dieſem in Dialogen abgefaßten Werke den Pedanten Poliinnio die gewöhnlichen philoſophiſchen Gemeinplätze gegen das weibliche Geſchlecht hat ausſprechen laſſen, läßt er den feinen Weltmann Gervaſio folgendes darauf erwidern: „Ihr führt als Gegenſtück nicht die vielen Beiſpiele an von Männern, die ſich durch ihre Weiber höchſt beglückt erachtet haben. Und um Euch nicht auf weit Entferntes zu verweiſen, ſo hat hier unter dieſem Dach der

Herr von Mauvissière eine Frau errungen, die nicht nur mit gewöhnlicher Körperschönheit als Hülle und Kleid der Seele, sondern auch mit dem Dreiklang von klugem Sinn, edler Sittsamkeit und ehrbarer Artigkeit begabt, mit unauflöslichem Bande die Seele ihres Gemahls gefesselt hält und jeden, der sie kennt, für sich einzunehmen vermag. Und was willst Du erst von seiner Tochter sagen? Kaum ein Jahr über ein Lustrum hat sie die Sonne gesehen, und doch könntest Du an der Sprache nicht erkennen, ob sie aus Italien, aus Frankreich oder England ist; an ihrer Hand, wenn sie ein musikalisches Instrument spielt, nicht abnehmen, ob sie eine körperliche oder unkörperliche Substanz ist, und wegen der frühzeitigen Lauterkeit ihrer Sitten würdest Du zweifeln, ob sie vom Himmel herabgestiegen oder von der Erde stammt."

Es ist begreiflich, daß Bruno, als Freund und Stolz der französischen Botschafterfamilie, auch dem englischen Hofe nicht fern bleiben konnte, zumal die Königin Elisabeth, welche fließend italienisch sprach, nichts mehr liebte, als jene vornehme Freiheit des Geistes und den sprühenden Witz, wie er die Unterhaltungsgabe des Nolaners belebte. Bruno aber lernte auch die reiche Bildung der jungfräulichen Königin schätzen und wußte vor allem ihre hohe politische Mission, der auf dem Kontinent so schwer bedrängten Freiheit auf ihrer immer-

grünen Insel ein Asyl zu wahren, zu würdigen. Es ist daher keine leere höfische Schmeichelei, sondern wahre Überzeugung, wenn er ihr, „dieser einzigen Diana, die wie die Sonne vor den Gestirnen strahlt", ungezwungene Huldigung darbringt.

Ein Liebling der Königin Elisabeth sowohl wie des englischen Volkes war der junge Lord Filipp Sidney, ein ritterlicher Charakter, der Herzenswärme mit Geistesklarheit zu vereinigen wußte; dessen unzertrennlicher Pylades war der Lord Fulk Greville, dessen Grab die durch ihre Einfachheit beredte Inschrift ziert: „Der Freund Sidneys".

In diesen idealen Freundschaftsbund ward als dritter Bruno aufgenommen. Möglich, ja wahrscheinlich ist es, daß er in dem geistreichen Zirkel, der sich um Sidneys und Grevilles Doppelgestirn bewegte, hin und wieder auch einem Schauspieldirektor und Dichter begegnete, aus dessen Augen ihm der einzige dem seinigen ebenbürtige Geist seines Zeitalters entgegenstrahlte, — W. Shakespeare; doch wird unser Philosoph, der die englische Sprache, da zu jener Zeit von den vornehmeren Engländern selbst lieber italienisch als englisch gesprochen wurde, kaum kennen lernte, seinen Dramen schwerlich viel Interesse entgegengebracht haben; dagegen beweist Shakespeare durch viele an Brunos neue Ideen unmittelbar anklingende Sentenzen in seinen Meisterwerken, daß des

Nolaners Anwesenheit in London an ihm nicht spurlos vorübergegangen ist.

Unter den Schriften, die Bruno während seines von schönster Muße und Anregung begünstigten Aufenthaltes in England verfaßt hat, verdient neben dem vorhin genannten metaphysischen Hauptwerk zunächst hervorgehoben zuwerden: „Die Vertreibung der triumphierenden Bestie."

Denn das ist vielleicht das berühmteste, bei seinen Feinden jedenfalls das berüchtigtste seiner Werke, und an ihm läßt sich die ganze Eigenart und Größe seines Geistes am besten studieren; es ist seinem Freunde Sidney gewidmet und, was er in seiner Vorrede an diesen ausspricht, daß er befürchte, die wahre Tendenz der Schrift werde von den meisten verkannt und verleumdet werden, nur wenige würden in den tieferen Sinn derselben eindringen, hat die Zukunft im vollsten Maße bestätigt. Der bloße Titel des Buches ist lange Zeit das Entsetzen aller frommgläubigen Gemüter gewesen und Zeloten aller Konfessionen haben sich so sehr um die Vernichtung der einzigen in England erschienenen Auflage bemüht, daß es um ein Haar ebenso wie manche andere bedeutende Schriften unseres Meisters verloren gegangen wäre. Ohne es gelesen oder verstanden zu haben, hielten es Katholiken für einen frivolen Angriff auf das Papsttum, Lutheraner, Reformierte und sonstige Christen

für eine Satire auf das Christentum überhaupt. In gewissem Sinne ist es dies auch, aber in einem ganz anderen als gewisse Kakerlaken mit geschorenen oder gescheitelten Haaren sich vorstellen. Mit dem Worte Christentum verhält es sich nämlich genau so wie mit allen anderen, zumal solchen Worten, die einen tief gemütlich-geistigen Inhalt bezeichnen wollen, es sind an und für sich bloße Klangbilder, die bestimmt sind, gewisse Vorstellungen und Empfindungen im Hirn und Herzen der Menschen anzuregen. Ob und wie weit sie aber diese Bestimmung erfüllen, das hängt ganz allein von der Natur und der durch Gewohnheit und Erziehung gebildeten Disposition desjenigen ab, dessen Ohr sie treffen. Diese Disposition und also auch der Begriffs- und Gefühlsinhalt, den ein Wort veranlaßt, ist nicht nur innerhalb ein und desselben Sprachgebiets bei den einzelnen Individuen sehr verschieden, sondern ändert sich auch von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja von einer Generation zur andern für das Durchschnittsverständnis oft dermaßen, daß ein und dasselbe Wort nicht selten geradezu das Gegenteil dessen bedeutet, was es ursprünglich bedeuten sollte. Das hat schon niemand besser als Christus selber gewußt, wenn er sagt: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! in das Himmelreich kommen," u. s. w. (Matth. 7, 21 ff.), und es ist in der That nicht unwahrscheinlich, daß es ihm selber, wenn er

in unſeren Tagen wieder auf der Erde erſchiene, genau ſo ginge, wie Goethe es in ſeinem Fragment: „Der ewige Jude“ andeutet:

Er war gar bald der Länder ſatt,
Wo man ſo viele Kreuze hat,
Und man, für lauter Kreuz und Chriſt,
Ihn eben und ſein Kreuz vergißt.
Er trat in ein benachbart Land,
Wo er ſich nur als Kirchfahn' fand,
Man aber ſonſt nicht merkte ſehr,
Als ob ein Gott im Lande wär'.
Davon ſprach ihm ein geiſtlich' Schaf,
Das er auf hohem Wege traf,
Das eine maklige Frau im Bett,
Viel Kinder und viel Zehnten hätt',
Der alſo Gott ließ im Himmel ruhn,
Um ſich auch was zu gut zu thun.
Unſer Herr fühlt' ihm auf den Zahn,
Fing etlich'mal von Chriſto an:
Da war der ganze Menſch Reſpekt,
Hätte faſt nie das Haupt bedeckt;
Aber der Herr ſah ziemlich klar,
Daß er drum nicht im Herzen war,
Daß er dem Manne im Hirne ſtand,
Als wie ein Holzſchnitt an der Wand.

Das Buch unſeres Philoſophen: „Über die Vertreibung der triumphierenden Beſtie“ aber würde er dann gewiß ſelber mit großem Beifall leſen, zumal ſoweit es die ſchärfſten Satiren gegen jene Sorte von Schriftgelehrten und Phariſäern enthält, die er als „verblendete Leiter“, als „Mückenſeiger“ und „Kameelsverſchlucker“, als „unreine Schüſſeln“, „übertünchte Gräber“, als „Kinder derer, die

die Propheten getötet haben," als „Schlangen- und Otterngezüchte" gekennzeichnet hat.

Das Buch ist übrigens eine Satire nicht allein gegen entartetes Christentum, sondern gegen alles Niederträchtige im Menschentum überhaupt, es ist aber auch mehr als eine bloße Satire, nämlich ein großartiges poetisch-philosophisch-allegorisches Präludium der hochsinnigsten Sittenlehre. Zeus und die olympischen Götter, welche den Menschengeist und sein Gewissen, seine Ideen und Triebe repräsentieren, beschließen, den Himmel, d. h. die sittliche Verfassung der Menschenseele zu reformieren. Es werden nun die Tiernamen der Sternbilder benutzt, um die Bestie, d. h. die Laster und Schlechtigkeiten, welche an diesem Firmament triumphieren, durch Tugenden zu ersetzen. An jedes Sternbild und dessen allegorische Bezeichnung knüpfen sich Betrachtungen, durch welche Bruno seine Ideen gleichsam am Himmel zu verzeichnen und mit der von ihm so tief ergriffenen Anschauung des Kosmos zu verknüpfen unternommen hat. Wo bis dahin die Bärin gesehen wurde, im Sternbilde des Polarsternes, „des unverrückbar feste Art" nicht seinesgleichen hat am Firmamente, an diesem erhabensten Ort des Himmels, um den sich alles andere dreht, nimmt jetzt die Wahrheit platz, das eine, höchste und heiligste Prinzip aller anderen Tugenden; an Stelle des Drachen die Klugheit, an Stelle des Cepheus die Weisheit u. s. w.

Die Vorgeschichte der Sternbildernamen, jene „Catasterismen“ genannten poetischen Erzählungen alter Dichter, wie Ovids, Arats u. a. bieten nun den mit dramatischer Lebendigkeit vor jedem Sternbild diskutierenden Göttern die vielseitigsten Anknüpfungspunkte für bald tiefspekulative, bald humoristische, bald auch hochpoetische Betrachtungen. So z. B. spricht der alte Saturn, indem er vorschlägt, das Sternbild des Schwans zum Sinnbild der Reue zu nehmen, „die Reue gleicht dem Schwan unter den Vögeln; er wagt es nicht, emporzufliegen, weil das Bewußtsein der Erniedrigung ihn niederdrückt; darum wendet er sich auch von der Erde weg und sucht das Wasser, welches die Thräne der Zerknirschung ist, darin er sich zu reinigen sucht, nachdem er mit dem Schmutze des Irrtums und der Sünde bedeckt sich selber mißfiel; so badet er sich in dieser Thränenflut, um immer mehr der lichten Unschuld gleich zu werden. So wächst der Seele, die beschwert von selbstsüchtigen und schnöden Begierden herabgesunken war, allmählich von neuem ihr reines und glänzendes Gefieder; dann fliegt sie empor, erwärmt sich an der Sonne Licht und entbrennt in Liebe für das Göttliche; so wird sie selber ätherische Glut und verwandelt sich wieder in ihr ursprüngliches Wesen.

„Auf denn! Empor zur erhabensten Zuflucht strebe Dein Wesen!
Da in göttlicher Näh', wirst Du zur flammenden Glut!“

„Mag die Reue zum Vater den Irrtum und zur Mutter die Sünde haben, sie selber nenn' ich die Purpurrose, die spitzigen Dornen entsprießt, einen lichten Funken, der aus hartem Kiesel geschlagen zur verwandten Sonne hinanstrebt."

Das ist eine Stelle aus diesem berüchtigtsten aller seiner Bücher, in der man gewiß keinen frivolen Angriff gegen wahres und echtes Christentum finden wird. Ich würde ihr eine Reihe ähnlicher Zitate hinzufügen können, um dem Leser das einstimmige Urteil aller derer begreiflich zu machen, die es ohne blindes Vorurteil gelesen und als eine ganz einzige Perle der Weltlitteratur zu schätzen gelernt haben, wenn nicht inzwischen eine gute deutsche Übersetzung dieses Meisterwerks*) erschienen wäre; — wer aber möchte den halben „Faust" ausschreiben, um einem deutschen Leser Proben seiner poetischen und philosophischen Bedeutung zu geben; die unter dem Titel „Giordano Brunos Reformation des Himmels oder die Vertreibung der triumphierenden Bestie" erschienene Übersetzung des Spaccio verdiente es nun wohl, neben Goethes „Faust" die Bibliothek jedes deutschen Mannes von freier Bildung zu schmücken. Hier findet sich jede menschliche Thorheit, aber auch jede heroische Tugend mit Ernst und Scherz, mit tragischem Pathos und schneidender Satire

*) Giordano Brunos „Reformation des Himmels", verdeutscht und erläutert von Dr. Ludwig Kuhlenbeck. Verlag von Rauert & Rocco. Leipzig 1889.

dargeſtellt, und Bruno ſelber hat in ſeinem Einleitungsſchreiben mit Recht betont, daß aus dieſer Schrift jedermann Früchte mitnehmen kann, jedermann freilich nach Maß und Faſſungskraft ſeines mitgebrachten Korbes, „die Menge möge mit den komiſchen und poſſenhaften Sileuen auf der Oberfläche ſeines Werkes lachen, ſpötteln und ſich luſtig machen, unter derſelben ruhe um ſo ſicherer verdeckt und verborgen ein Schatz von Wahrem und Gutem, denn er mache es geradezu umgekehrt wie jene Phariſäer, deren es leider nur allzuviel gebe, die es trefflich verſtehen, unter finſteren Brauen, demütigen Mienen, Philoſophenbärten und würdevollen Magiſtermänteln ihre ebenſo leichtfertige wie hochmütige Dummheit und ihre ebenſo gefährliche wie gefeierte Erbärmlichkeit voll Bedacht zum allgemeinen Schaden zu verheimlichen; freilich von dieſer Art werden viele, die nimmermehr für weiſe und tugendhaft befunden würden, falls einmal ihre eigene Tugend und Weisheit auf die Wagſchale käme, ſich über ihn erheben und zu beweiſen verſuchen, daß er ſündhaft und unwiſſend ſei.“

Über das Weſen der Ethik, welche in dieſer Hauptſchrift des Nolaners innerlich pulſiert, läßt mit keineswegs übertriebenen Worten Profeſſor Dr. Brunnhofer folgendermaßen ſich aus: „Wie friſch erquickend weht uns aus Brunos Ethik ein Hauch der Antike entgegen! Wie begreifen wir aus ihr jene vielgeprieſene und

doch selten verstandene Sophrosyne der Hellenen. Jene heitere Seelenruhe, jener angemessene Ernst souveräner Lebensfreude, welche wir an den Kunstwerken des klassischen Altertums bewundern und welche wir anfänglich vergebens zu begreifen trachten, offenbart sich uns durch Brunos Ethik als der notwendige Ausdruck einer harmonischen Geistesverfassung und Gemütsstimmung, welche nicht an und für sich schon vorhanden ist, sondern immer nur aus schwer errungenem Siege über die Willkür des eigenem Selbst hervorgeht. Alsdann ergiebt sich uns jene fürstliche Gelassenheit der Antike, vergleichbar der täglich sich erneuernden Pracht der Tropenlandschaft, in welcher das Licht seine kräftigsten Wirkungen erst dann hervorbringt, nachdem ein kräftiges Gewitter die Luft zuvor von allen Dünsten gereinigt hat. In dieser stärkenden Geistestemperatur gedeihen denn auch die Ideenbäume und Bilderbäume zur wuchernden Saftfülle und Fruchtmenge und bunte Vöglein schwirren mit melodischen Liedern durch das tauschwere Laubwerk, welches die Morgensonne des Südens goldig durchstrahlt. Wie ärmlich nimmt sich gegen dieses Eden Brunos die Ethik des Spinoza aus! Sie gleicht einem Herbarium, welches ein kundiger Botaniker aus jenem Urwald zusammengepflückt und in die gähnende Langeweile wohlgeordneter Papiermappen, genannt Präpositionen, Demonstrationen, Corollarien

und Scholien zum Trocknen gelegt hat.“ Gewissermaßen ein rein satirisches Nachspiel zu dieser Schrift, die, sofern sie die ganze geistige Individualität ihres großen Verfassers abspiegelt, in der That sein Hauptwerk genannt zu werden verdient, ist die gleichfalls in England verfaßte Schrift: „Kabbalah des Pegesseischen Rosses nebst Beigabe des Cyllenischen Esels“, eine dem Bischof von Casamarciano ironisch zugeeignete Lobschrift auf das frommgeistliche Eseltum, den blinden Köhlerglauben und das augenverdrehende Muckertum.

Sodann aber sang er, wie er sich selber ausdrückt, das „hohe Lied“ seiner gottinnigen Philosophie, oder richtiger seiner Denkerreligion, das „neue Leben“ dessen, der nur noch für das Eine, Wahre, Schöne und Gute sehendes Auge und flammendes Herz ist, in den „Heroici furori“ oder, wie wir den schwer zu übersetzenden Titel vielleicht am besten wiedergeben können, den „Entzückungen heroischer Leidenschaft“. Das wesentlichste an dieser im edelsten Sinne mystisch-religiösen Schrift sind Sonettenkränze, welche nach dem Vorbild Dantes „Vita nuova“ mit prosaischen Erläuterungen versehen sind. Aus diesen Sonetten ist auch das Motto unserer Gedächtnisschrift, welches eine seherische Vorahnung seines ruhmvollen Todes enthält, entnommen. Wir wollen hier demselben nur zwei fernere Proben hinzufügen, die, wenn überall neben dem Leben und dem

Tode Brunos noch ein ſolcher Beweis durch Verſe in Betracht kommen könnte, als echte Gedichte von Herzens Gnaden beweiſen, daß Bruno, wie nur irgend einer, im Sinne echteſter Religioſität den „Grund gefunden“ hatte, „der ſeinen Anker ewig hält“.

1.

Der Eichbaum.

Uralter Eichbaum, in den Lüften droben
Rauſcht Deine Krone, Deine Wurzeln dringen
Tief in der Erde Schoß: O Dich bezwingen
Erdbeben nicht und nicht der Stürme Toben.
Und will des Winters Froſt die Macht erproben,
Auch ihn läßt wohlgemut Du mit Dir ringen,
O Du mein Ebenbild in allen Dingen,
Noch jede Unbill iſt an Dir zerſtoben!
Du hältſt Dich immer auf demſelben Grunde,
Du kenneſt nie ein Weichen oder Wanken:
Du ſtreckſt als eine Hand zum Freundesbunde
Dankbare Wurzeln in der Erde Flanken,
Auf ein Ziel richten ſich zu jeder Stunde
Auch alle meine Sinne und Gedanken.

2.

Das Eine.

Urſach' und Grund und Du, das Ewig Eine,
Dem Leben, Sein, Bewegung rings entfließt,
Das ſich in Breite, Höh' und Tief' ergießt,
Daß Himmel, Erd' und Unterwelt erſcheine!
Mit Sinn, Vernunft und Geiſt erſchau' ich Deine
Unendlichkeit, die keine Zahl ermißt,
Wo üb'rall Mitte, nirgends Umfang iſt,
In Deinem Weſen weſet auch das meine,
Ob blinder Wahn ſich mit der Not der Zeit,
Gemeine Wut mit Herzenshärtigkeit,

Giordano Bruno und die Oxforder Profes

Ruchloſer Sinn mit ſchmutz'gem Neid vereinet:
Sie ſchaffen's nicht, daß ſich die Luft verdunkelt,
Weil doch trotz ihrer unverſchleiert funkelt
Mein Aug', und meine ſchöne Sonne ſcheinet! *)

Doch lebte Bruno auch in England nicht bloß dem freundſchaftlichen und geiſtvollen Verkehr in London und der ſchriftſtelleriſchen Produktion. Gleich den Philoſophen des Altertums fühlte er ſich ſtets in erſter Linie berufen, durch das lebendige Wort auf die empfängliche Jugend zu wirken, und darum zog es ihn ſelbſt aus dem Familienkreiſe des Herrn von Mauviſſière und dem Freundeskreiſe Sidneys hinweg in die Hörſäle einer Univerſität. Er kam bei dem Kanzler der Hochſchule zu Oxford um die Erlaubnis öffentlicher Vorleſungen ein und eröffnete auch hier, als ihm die Erlaubnis bewilligt wurde, einen Kurſus von Vorleſungen über die beiden Lieblingsgegenſtände ſeines Studiums, die Aſtronomie und die Unſterblichkeit der Seele. Aber er fand in den Gelehrten-Zünften von Oxford nicht dieſelbe friſche und freie Luft, die damals Englands politiſches Leben und ſelbſt den Hof der jungfräulichen Königin durchwehte.

Die noch ganz im Banne der Scholaſtik und des verlehrten Ariſtotelismus befangenen

*) Das erſte dieſer Sonette geben wir in der deutſchen Überſetzung von Dr. Brunnhofer (G. Brunos Weltanſchauung und Verhängnis, S. 52), das zweite in derjenigen von M. Carrière (Philoſ. Weltanſchauung der Reformationszeit, S. 388).

Professoren von Oxford vernahmen mit Unwillen von der geistigen Revolution, welche dieser Neuerer im Denken anstiften wollte; ja es kam zu einem heißen Kampfe mit ihm bei einer öffentlichen Disputation, die zu Ehren eines hohen Gastes stattfand. Ein polnischer Fürst Albert von Alasco war im Juni 1583 mit großem Pomp und Aufwand zum Besuch der Königin von England herübergekommen, und letztere gab ihm Fest auf Fest; vielleicht das glänzendste dieser Feste fand zu Oxford statt, wo der Fürst selber seine gelehrte Bildung durch Erwiderung der vielfachen Anreden in den verschiedensten alten und neuen Sprachen glänzen lassen konnte. Am dritten Tage dieses Festes nun verteidigte Bruno in öffentlicher Disputation das kopernikanische Weltsystem gegen die Angriffe theologischer Professoren. Bei dieser Disputation war es, daß Bruno eine Koryphäe der theologischen Fakultät „mit fünfzehn Schlußfolgerungen fünfzehnmal ad absurdum führte, bis derselbe sich so verrannte, wie ein junges Hähnchen zwischen den Stoppeln".

Nichts ist unter Umständen rachsüchtiger als gekränkte Gelehrteneitelkeit, und Bruno hat es wohl seinem leichten Siege bei jener Disputation zu verdanken, daß ihm die Lehrfreiheit an der Universität zu Oxford nach dreimonatlicher Wirksamkeit wieder entzogen wurde. Doch gab ihm später nach einem Festmahl am

Aſchermittwoch Fulk Gréville, der Freund Sidneys, nochmals Gelegenheit, mit engliſchen Gelehrten über die Hauptpunkte ſeiner neuen Weltanſchauung zu disputieren. Der Erfolg war hier, wie gewöhnlich in ſolchen Disputationen, daß der geſchlagene Teil ſich mit Grobheiten durchzuſchlagen ſuchte und der an höfliches Benehmen gewöhnte Italiener hatte ſich bitter über die plumpen Angriffe ſeiner gelehrten Gegner zu beklagen; jene aber ließen es nicht bei den Grobheiten bewenden, ſondern verſuchten ihn auch durch giftige Verleumdungen zu ſchädigen, und in der That gelang es ihnen, ihm wenigſtens den Lord Fulk Gréville eine Zeitlang zu entfremden. Bruno rächte ſich an ihnen durch die Herausgabe ſeines Dialoges „Das Aſchermittwochsmahl“. Wir finden in demſelben eine draſtiſche Schilderung aufgeblaſenen Gelehrtendünkels. „Nun ſetzte ſich Doktor Nundinius recht in Bereitſchaft, lehnte ſich ein wenig zurück, legte beide Hände auf den Tiſch und ſah ſich eine Weile ringsum, dann rückte er die Zunge im Munde zurecht, warf einen heiteren Blick gen Himmel, zeigte die Zähne in einem delikaten Lächeln und begann —.“ Oder: „Torquatus ſieht erhaben genug aus, wie der Göttervater in den Metamorphoſen, wenn er mitten im Rate der Himmliſchen ſeinen ſchweren Spruch dem elenden Lycaon entgegenblitzt. Er blickt auf ſeine goldene Kette nieder und muſtert dann ſogleich

die Bruſt des Nolaners, wo allerdings eher hätte ein Knopf fehlen können. Dann richtet er ſich auf, zieht die Arme vom Tiſche zurück und rückt an ſeiner Sammetmütze; er dreht ſich den Schnurrbart, legt ſein ſalbungsvolles Geſicht in Falten, wölbt die Augenbrauen und bläſt ſich auf. Endlich ſetzt er ſich mit einem furchtbaren Blick zurecht, an der rechten Hand ſpitzt er die drei erſten Finger zuſammen und fährt damit fortwährend von rechts nach links hin und her, indem er in akademiſchem Tone beginnt" u. ſ. w.

So ſchildert Bruno das Äußere ſeiner Gegner. Der Raum geſtattet uns nicht, auf den bald wie ſchäumender Sekt humoriſtiſch und ſarkaſtiſch prickelnden, bald wieder wie edler Rheinwein die feinſte Blume verſtändnisinniger Naturbeobachtung oder tiefſinniger Spekulation atmenden Gang der Dialoge ſelbſt uns einzulaſſen. Die Dialoge „Vom Aſchermittwochsmahl" und der „Unendlichkeit des Univerſums" ſind freilich zur Zeit noch nicht ins Deutſche überſetzt, wohl aber liegt eine vortreffliche, mit Anmerkungen verſehene Überſetzung der Dialoge „Über die Urſache, das Prinzip und das Eine" von Laſſon (Verlag von Weiß) vor und jeder des Italieniſchen nicht mächtige Leſer möge wenigſtens dieſe zur Hand nehmen, um Brunos Philoſophie an der Quelle zu ſchöpfen.

Rückkehr nach Paris und Disputation über einhundertundzwanzig Theſen gegen die ſcholaſtiſche Philoſophie. 1585–1586.

Nach zweiundeinhalbjährigem Aufenthalt in England kehrte Bruno mit dem Geſandten von Caſtelnau nach Paris zurück. Hier machte er, vielleicht auf Anregung ſeines wohlwollenden, aber kirchlich geſinnten Gönners, einen Verſuch, ſich mit der Kirche auszuſöhnen und ließ ſich in Verhandlungen darüber mit dem päpſtlichen Nuntius ein. Allein die Bedingungen, die man ihm ſtellte, konnte ſein wiſſenſchaftliches Gewiſſen nicht erfüllen, und er brach bald, in vollſtändiger Überzeugung des definitiven Bruchs, die durch einen Jeſuitenpater Aloys vermittelten Unterhandlungen ab. Vielmehr trat er von jetzt an nur um ſo offener als bewußter Vorkämpfer einer neuen, mit dem mittelalterlichen Kirchenglauben um die Zukunft ringenden Weltanſchauung in die Schranken.

Er reichte dem Rektor der Univerſität einhundertundzwanzig Theſen gegen die herrſchende ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Philoſophie ein mit dem Geſuch, ihm eine öffentliche Disputation über dieſelbe zu bewilligen. In dieſen Theſen, deren Veröffentlichung für die Philoſophie dieſelbe Bedeutung beanſprucht, wie der Anſchlag der neunundneunzig Theſen Luthers an der Wittenberger Schloßkirche für die Religion, formuliert er die Hauptſätze der neuen Weltanſchauung

mit einer Präziſion und Schärfe des Ausdrucks, die ſpäter kaum von Spinoza in ſeiner bewußten Nachahmung der geometriſchen Beweismethode übertroffen worden iſt.

Bewundernswert iſt dabei nicht ſowohl die Grundlegung der neuen auf der copernicaniſchen Aſtronomie beruhenden kosmiſchen Anſchauung im allgemeinen, als vielmehr auch eine Reihe einzelner Sätze, deren rein intuitive Erkenntnis ohne Vermittelung unſerer empiriſchgereiften Methode kaum begreiflich erſcheint.

Folgende Sätze mögen hier hervorgehoben werden:

13. Die Natur kann nicht irren.
20. Bewegende Kraft iſt nicht nur in dem ſcheinbar bewegenden, ſondern auch in dem bewegten Körper, beide wirken wechſelſeitig auf einander.
70. Das Univerſum iſt ein unendlich Zuſammenhängendes. Es giebt unzählige Weltkörper.
74. Das Univerſum iſt unerſchaffen und unvergänglich. Die einzelnen Weltkörper ſind entſtanden und müſſen vergehen.
87. Die Fixſterne ſind Sonnen.
88. Um dieſelben kreiſen Planeten, wie um unſere Sonne die Erde, Merkur, Jupiter u. ſ. w., für uns bloß deshalb unſichtbar, weil ihr von den Fixſternen entlehntes Licht der ungeheuren Ent-

fernung wegen für unſere Sehkraft zu ſchwach iſt.

105. Die Erde kann in gewiſſem Sinne als ein beſonderer Organismus (als ein Tier) angeſehen werden.

Ferner behauptet er, daß die Erde nur eine annähernde Kugelgeſtalt hat, an den Polen abgeplattet iſt; daß nur die Atome ewig und unveränderlich ſind, daß alles, was uns als Vernichtung erſcheint, nur Auflöſung und Stoffwechſel iſt.

„Doch ob alles im ewigen Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ewiger Geiſt."

Die öffentliche Disputation wurde bewilligt und fand in den Pfingſttagen im Collège de Cambray ſtatt. Nach der damaligen univerſitären Sitte derartiger Disputationen betraute der Verkünder der Theſen zunächſt einen ſeiner Freunde oder Schüler mit der Verteidigung, er ſelbſt griff nur im Notfalle, wenn des Defenſors Argumentation ihm ungenügend erſchien, in die Debatte ein. Der große Publikum nahm an dem Verlauf ſolcher wiſſenſchaftlichen Disputationen mit einem Intereſſe teil, wie es heutzutage nur noch für Wettrennen, Seiltänzer, Cirkus-Produktionen und ähnliche körperliche Leiſtungen vorhanden iſt.

Die Debatten nahmen oft eine Heftigkeit und einen Ernſt an, als handle es ſich um ein Duell auf Tod und Leben. Kam die Disputation zu ſpäter Stunde nicht zum Schluß, ſo

wurde sie am folgenden Morgen fortgesetzt und die Zuhörerschaft nahm von Tag zu Tag eher zu als ab.

Der Sieger wurde unter allseitigen Akklamationen und Ovationen heimgeleitet und der Besiegte pflegte meistens die Universität, an der er seine Niederlage erlebt hatte, zu verlassen.

Bruno übertrug die Verteidigung seiner Thesen einem hochbegabten Schüler, einem vornehmen jungen Pariser, Namens Joh. Hennequin. Die jedenfalls von Bruno selbst verfaßte Proklamation, in welcher zur Beteiligung an diesem geistigen Duell aufgefordert wird, trug die bezeichnende Aufschrift:

„Excubitor" („Der Erwecker")

und ist ein klassisches Manifest des freien wissenschaftlichen Geistes gegen die Tyrannei des Glaubens und die Vorurteile der Menge.

Die Gewohnheit des blinden Glaubens habe bislang den Fortschritt des Menschengeistes gehemmt. Wie der menschliche Körper sich an Gifte gewöhnen kann, so der menschliche Verstand an verjährte Irrtümer. Der Nolaner hält es für unwürdig, mit der Mehrheit zu denken, bloß weil sie die Mehrheit bildet. Durch die Meinungen noch so vieler Menschen wird die Wahrheit keine andere als sie ist. Der Nolaner zieht den Ruhm in den Augen der Götter ohne Herrschaft einer unrühmlichen Herrschaft in der Meinung der ungebildeten Menge vor. Aristoteles,

obwohl ein bedeutender Geist, wird mit Unrecht von den Gelehrten seiner Zeit für eine unfehlbare Autorität geachtet. Die einzige Autorität ist die souveräne Vernunft und die von ihr geleitete Forschung. Im Namen derselben will Hennequin-Bruno die schlafenden Seelen erwecken zu selbstthätiger Erkenntnis. Nicht dem Feuer seiner Rede, sondern dem Gewicht seiner Gründe möge man sich ergeben und der Majestät der Wahrheit allein möge man sich beugen.

Wir wissen zwar nichts Genaues über den äußerlichen Erfolg dieser weltgeschichtlichen Disputation. Vielleicht aber bestätigte sich; was Bruno in seiner Schrift „von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen" über das Aufgehen einer neuen Wahrheit am Horizont der Menschheit in schönem Gleichnis vom Aufgange der Morgensonne bemerkt: „Wenn Titan vom goldenen Osten die feurigen Rosse angetrieben und das träumerische Schweigen der feuchten Nacht unterbrochen hat, dann werden die gehörnten Rinder unter der Obhut des rauhen Landmanns brüllen, die Esel des Silen ihr Geschrei erheben, im schmutzigen Lager sich wälzend, mit ungestümem Grunzen werden die hauerbewehrten Eber ihren betäubenden Lärm machen, Tiger, Bären, Löwen, Wölfe nebst den listigen Füchsen das Haupt aus ihren Höhlen hervorstecken, von ihren einsamen Höhen das ebene Jagdgefilde betrachten und aus tierischer

Bruſt ihr Grunzen, Brummen, Heulen, Brüllen, Winſeln ertönen laſſen.“

Jedenfalls iſt anzunehmen, daß ein Teil der ſich in ihrer ſcholaſtiſchen Philoſophie angegriffen ſehenden Profeſſoren der Sorbonne

Medaillon des Petrus Ramus vom Bruno-Denkmal.

dem Nolaner nach dieſer Disputation nicht günſtiger geſinnt ſein mochte, als die Profeſſoren von Oxford. War doch einige Jahrzehnte früher der Pariſer Profeſſor Petrus Ramus, vermutlich bloß weil er auf dem Gebiete

der Logik die Autorität des scholastisch verunglimpften Aristoteles angriff, im Kolleg als Opfer eines meuchelmörderischen Angriffs gefallen.

Übrigens hatte Bruno bereits in seinem Ersuchungsschreiben um Zulassung der Pfingst-Disputation über seine einhundertundzwanzig Thesen seinen Entschluß angekündigt, Paris zu verlassen, um andere Länder zu bereisen und an anderen Universitäten dieselben Wahrheiten zu verkünden, welche er in Form jener einhundertundzwanzig Thesen der Pariser Universität als Gegengeschenk für ihre bis dahin ihm erwiesene Gastlichkeit hinterlasse. Es ist daher unbegründet, wenn einzelne Schriftsteller meinen, daß er sich durch einen universitären Aufruhr, den jene Disputation gegen ihn entfesselt habe, oder auch nur durch Mißgunst seitens der Pariser Professoren selbst, die seiner Lehrthätigkeit offenbar bis dahin sehr liberal und wohlwollend zugesehen hatten, zum Abschied von Paris gezwungen gesehen habe.

Ankunft in Deutschland. Marburg, Ende Juli 1586. Aufenthalt in Wittenberg, August 1586 bis März 1588.

Bruno sucht nun Deutschland auf, von dem er bis dahin, wie eine Stelle in seiner „Ver-

treibung der triumphierenden Bestie“ vermuten läßt, wo er es das „trunksüchtige“ Land nennt, keine günstigen Vorurteile gehabt zu haben scheint. Die erste deutsche Universität, an der er sich einschreiben ließ, war Marburg. Da ihm aber hier, so meldet die Chronik dieser Universität, die Erlaubnis, öffentliche Vorlesungen über Philosophie zu halten, vom Rektor der Universität, Nigidius, mit Zustimmung der philosophischen Fakultät, aus hochwichtigen Gründen verweigert wurde, so geriet er so in Zorn, daß er den Rektor in seinem eigenen Hause frech beschimpfte, als ob er in dieser Sache gegen das Völkerrecht, die Gewohnheit aller Universitäten Deutschlands und gegen alle Interessen der Wissenschaft handle. Er habe deshalb keine Lust, als Mitglied der Akademie zu gelten und beantrage seine Exmatrikulation. „Diesem Wunsche entsprechend,“ sagt das Album des Rektors weiter, „habe ich ihn dann aus dem Album der Universität gestrichen“.

Spätere Mitglieder der philosophischen Fakultät zu Marburg scheinen diesen Vorfall nicht eben für einen rühmlichen Akt in den Annalen ihrer Universität angesehen zu haben; wenigstens hat eine spätere Hand den Namen Brunos wieder ins Album eingetragen und die Worte des Nigidius „mit Zustimmung der philosophischen Fakultät“ gestrichen.

Von Marburg wandte Bruno sich nach Wittenberg, wohin ihn, abgesehen von dem

Namen Luthers, der dieſe damals ſo blühende Univerſität, die ja auch in Shakeſpeares Dramen mehrfach als ein weltberühmter Sitz der Muſen erwähnt wird, in ähnlicher Weiſe empfahl, wie der Name Platos die ſpätere Akademie von Athen, auch noch eine perſönliche Freundſchaft mit ſeinem Landsmann Alberich Gentilis ziehen mochte, den er in Oxford kennen gelernt hatte und der nun in Wittenberg als einer der Begründer der Wiſſenſchaft des Völkerrechts lehrte. Er fand hier eine ſehr wohlwollende Aufnahme und Erlaubnis, eine umfaſſendſte Lehrthätigkeit über die verſchiedenſten Gebiete, Mathematik, Phyſik, Metaphyſik, über das Organon des Ariſtoteles, ja ſelbſt über Rhetorik zu eröffnen, — auch die ſogenannte lulliſche Kunſt wurde wieder behandelt; er ließ hier außer einer dem König Heinrich III. von Frankreich gewidmeten Herausgabe und Begründung jener einhundertundzwanzig Theſen, die den Gegenſtand der berühmten Pfingſt-Disputation zu Paris gebildet hatten, zwei Schriften über die lulliſche Kunſt im Druck erſcheinen.

1. De progressu et lampade venatoria Logicorum,
2. De progressu logicae venationis.

Die erſtere iſt dem Kanzler der Univerſität, Georg Mylius, gewidmet.

Hier in Wittenberg atmete in der That ein an Luthers beſte Jahre erinnernder wiſſenſchaft-

licher Geiſtesfrühling; hier durfte er ſeine philoſophiſchen Wahrheiten unverhüllt darſtellen und niemand fragte nach ſeinem Verhältnis zum katholiſchen, lutheriſchen oder reformierten Glauben; hier lernte er auch das ernſte Streben und den Fleiß der deutſchen Jugend, die ſeine Vorleſungen mit größter Hingabe und Empfänglichkeit aufnahm und ihm bewies, daß ſie nicht bloß zu kneipen und zu fechten verſtand, wie er vordem geglaubt zu haben ſcheint, nicht minder hoch ſchätzen, als den milden und wahrhaft kollegialiſchen Sinn der Profeſſoren.

Wenn er gleichwohl dieſes „Athen Deutſchlands“, wie er Wittenberg ehrend nennt, nach zweijährigem Aufenthalt zum größten Bedauern der ganzen Univerſität verließ, ſo lag der Grund vielleicht nicht ſowohl in ſeinem unruhigen Wandertrieb, der ihn ſeit der Flucht aus Italien niemals lange an derſelben Stätte weilen ließ, als in einer mit einem Regierungswechſel im ſächſiſchen Lande verknüpften Beſorgnis ungünſtiger Zukunft. Seit ſeiner Ankunft in Wittenberg hatte bis dahin der Kurfürſt Auguſt, ein zwar ſtreng lutheriſch geſinnter, aber übrigens liberal denkender Fürſt in Sachſen geherrſcht. Ihm folgte im Februar 1586 ſein calviniſtiſcher Sohn Chriſtian, deſſen reformierte Geſinnung nicht ohne Einfluß auf die Landesuniverſität bleiben konnte. Wir wiſſen aber bereits, welche tiefwurzelnde Abneigung gegen den Calvinismus Bruno ſchon in Genf

gefaßt hatte. Seine heftigen Angriffe gegen ihren, wie er zu ſagen pflegte, nicht reformierten, ſondern deformierten Glauben in den Dialogen „Über die Vertreibung der triumphierenden Beſtie“ mochten bekannt genug ſein und ihn den Calviniſten in demſelben Grade verhaßt gemacht haben, in welchem ſie die Zuneigung der ſtrengen Lutheraner, die auf den Calvinismus faſt erbitterter waren, als auf den Papismus, gefördert haben werden.

Eine feierliche Abſchiedsrede Brunos vor dem akademiſchen Rat und der Studentenſchaft beweiſt aber, wie lieb ihm ſein Aufenthalt in Wittenberg geweſen iſt und welche hohe Meinung er hier von dem Beruf des deutſchen Volkes ſowohl wie vom wahren Weſen der deutſch-lutheriſchen Reformation erlangt hat.

Die Führung in den Wiſſenſchaften, ſo verkündet er hier mit Seherblick, werde zu den Deutſchen übergehen. Er feiert die großen Denker, welche Deutſchland bis dahin hervorgebracht, vor allem aber Luther, Deutſchlands größten Geiſteshelden, der, ein zweiter Herkules, „den dreiköpfigen Höllenhund mit der dreifachen Tiara gebändigt und gezwungen habe, ſein Gift auszuſpeien. Als jener Starke in voller Waffenrüſtung mit Keule und Schwert, mit Betrug und Übermacht, mit Liſt und Gewaltthat, mit Heuchelei und Frechheit, als Fuchs und als Löwe, kurz als Stellvertreter des Höllenfürſten, durch einen abergläubiſchen Kultus und eine mehr

als ſtumpfſinnige Ignoranz unter dem Deckmantel göttlicher Weisheit und Gott angenehmer Einfalt, die Menſchheit vergiftete und niemand da war, der wagte, der gefräßigen Beſtie entgegenzutreten und Widerſtand zu bieten, um die entwürdigte und zu grunde gerichtete Menſchheit wieder beſſerer und glücklicherer Zuſtände froh werden zu laſſen — welcher andere Teil Europas und der Welt hätte da uns jenen Alciden hervorzubringen vermocht, ihn, der um ſo viel mehr hervorragender als Herkules iſt, als er mit leichterer Mühe und geringerem Kraftaufwand ſogar noch größeres vollbrachte? Oder ſoll ich etwa nicht ſagen, es habe es derjenige auch ſchon vollbracht, der eine ſo herrliche Arbeit ſo ernſt und nüchtern angegriffen hat? Wenn Du nun ſiehſt, wie jenes Monſtrum, welches größer war und weit verderblicher wirkte, als irgend ein anderes in ſämtlichen vorhergehenden Jahrhunderten, endlich am Boden liegt und Du wunderſt Dich, mit welchen Mitteln dieſe That zu ſtande gebracht worden iſt, nun denn:

Frage der Keule nicht nach,
War es ein Federkiel doch!

Und wenn Du frägſt, woher kam er nur? Woher? So lautet die Antwort: Aus Deutſchland, von den Ufern dieſer Elbe, aus der Fülle dieſes Borns! Hier an dieſer Stätte hat Euer Landsmann und Herkules über die ehernen Pforten der Hölle, über die mit einer dreifachen

Mauer umzogene Zwingburg, die der Styx neunfach umwindet, den Sieg davon getragen. Du haſt, o Luther, das Licht geſehen, das Licht erkannt, betrachtet, Du haſt die Stimme des göttlichen Geiſtes gehört, Du haſt ſeinem Befehl gehorcht, Du biſt dem allen Fürſten und Königen Grauen erweckenden Feinde unbewaffnet entgegengetreten, Du haſt ihn mit dem Worte bekämpft, zurückgeſchlagen, niedergeſchmettert, beſiegt und biſt mit den Trophäen des übermütigen Feindes in den Himmel empor gefahren."

Bruno in Prag. 1588.

Bruno lenkte ſeine Schritte von Wittenberg nach Prag, wo damals der deutſche Kaiſer Rudolf II. reſidierte, jener Sonderling, von dem ein deutſcher Geſchichtsſchreiber ſchreibt: „Die Kunde der Geſtirne und der Natur beſchäftigte ihn mehr als ſein Reich. An ſeinem Hofe fanden ſich Betrüger, die ihn aus den Sternen die Zukunft deuten und die Kunſt des Goldmachens lehren ſollten, zuſammen mit wiſſenſchaftlichen Größen erſten Ranges, wie Tycho Brahe und Keppler; in Rudolfs Seele miſchten ſich auf wunderbare Weiſe die edleren mit den thörichten Neigungen. An Kunſtwerken alter Zeit, an Bildſäulen, geſchnittenen Steinen, ſowie an Gemälden hatte er die größte

Freude und verwendete oft bedeutende Summen dafür; aber ebensosehr zog ihn auch seine alchymistische Werkstätte an, wo Gold bereitet werden sollte; daneben war er ein großer Pferdekenner und diejenigen, die über wichtige Reichsangelegenheiten mit ihm zu reden hatten, mußten ihn oft in seinen Pferdeställen aufsuchen, wo er viele Stunden des Tages zuzubringen pflegte."

Bruno wird ihm durch Empfehlungsbriefe seines Busenfreundes Sidney, der bei einer gesandtschaftlichen Mission der Königin Elisabeth zwölf Jahre früher sich die Gunst des Kaisers erworben hatte, von London aus empfohlen sein. Auch lebte jetzt am Hofe zu Prag seit kurzem Brunos Landsmann, der Mathematiker Mordente, mit dem er in Paris freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte. Bald nach seiner Ankunft überreichte er dem Kaiser einhundertundsechzig Thesen „gegen die Mathematiker und Philosophen dieser Zeit". Die Widmung derselben atmet hohes Selbstbewußtsein über seinen Beruf, die Geister zu befreien, das Bewußtsein der Siege, die er überall über die graduierten Akademiker, die Väter der Unwissenheit, davongetragen; sie verwirft allen Religionsstreit und proklamiert die wahre, allgemeine Menschenliebe, das Christentum Christi: „Leider ist es dahin gekommen, daß jene Religion der Liebe, die nicht von dem bösen Geiste eines Volkes, sondern von Gott,

dem Vater aller ausgegangen, übereinstimmend mit der Natur, die allgemeine Menschenliebe, ja selbst — auf daß wir nicht den Tieren und Wilden gleich bleiben, vielmehr gleich werden Ihm, der die Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte — die Feindesliebe gebeut; — leider ist es dahin gekommen, daß diese wahre Religion nirgend gehalten wird. Diese Religion aber ist es, die über allem Streit erhaben ist, sie ist es, die nach Gefühl und Vernunft, sowie nach väterlicher Erziehung die meine ist!“

Ein Geschenk von dreihundert Thalern war der Dank des Kaisers. Es scheint ihm aber auf die Dauer am Hofe dieses Sonderlings nicht behagt zu haben; und hauptsächlich wohl, weil die dortige Universität von Jesuiten und Dominikanern beherrscht wurde, die ihm die Lehrfreiheit versagten, verließ er Prag nach einem Aufenthalt von sechs bis sieben Monaten.

Bruno in Helmstädt. 1589—1590.

Bruno richtete jetzt seinen Weg nach Nordwestdeutschland, wohin ein ehrenvoller Ruf an ihn ergangen war. Dort herrschte über die Lande Braunschweig-Wolfenbüttel-Göttingen-Calenberg ein hochsinniger Welf, den, wie Bruno der Philosoph richtig erkannte, nur die

engen Grenzen seines Reiches gehindert haben, in der nach Äußerlichkeiten urteilenden Weltgeschichte sich einen Platz neben einem Cäsar und Augustus zu erwerben. „Er war," schreibt der hannöversche Geschichtsschreiber Schaumann, „der das durch die vielen Religionskämpfe der damaligen Zeit, an denen sein Vater, der (katholische) Heinrich der Jüngere, fast immer Teil genommen hatte, so heruntergekommene Land wiederum zu neuem Glanz erhob, der seine Hofhaltung auf das Sparsamste einrichtete, um die dadurch gewonnenen Geldsummen zu Nutz und Frommen des Landes zu verwenden; unter dessen Regierung die Schwerter in der Scheide rosteten, Friede nach außen, Eintracht im Innern herrschte, die Rechtspflege mit Gerechtigkeit geübt und Kunst und Wissenschaft auf jede Art befördert wurde. Obwohl er selbst Protestant war, auch eine große Anzahl seiner Unterthanen die evangelische Lehre angenommen hatte, so zählte doch das Land noch viele Katholiken, und Kampf und Unfrieden hatten bisher unter diesen beiden Glaubensparteien geherrscht. Doch auch diese waren die ewigen Streitigkeiten und Feindseligkeiten, der ihnen nur Kummer und Drangsale gebracht, müde geworden, und Julius that sein Möglichstes, das Streben nach Einigkeit unter ihnen zu fördern, allen gerecht zu werden, Protestanten und Katholiken keine Vorrechte untereinander zu gewähren und ließ so während seiner

Regierung die Religion niemals zum Zankapfel werden. Für seine Unterthanen hatte er dabei stets ein offenes Ohr. Frei und ohne Scheu durften sie ihm ihre Klagen und Beschwerden vortragen und waren sie begründet, so konnte man sicher darauf rechnen, daß von des Fürsten Seite alles geschah, um den Leuten gerecht zu werden. Den Frieden, der unter ihm nach schweren Jahren des Krieges zuerst wieder Segen und Glück über das Land ausgoß, zu erhalten, war sein Hauptaugenmerk. Doch ließ er dabei nicht außer Acht, auch im Falle des Krieges gerüstet zu sein. Seine Streitkräfte bestanden indes nicht aus gemieteten Söldnern, nein! die Söhne des Landes bildeten seine Kriegsmacht. Diese mit Führung der Waffen vertraut zu machen, ordnete er für die Städte Schützenfeste an, wogegen er die Landbewohner, denen er für ein Billiges Gewehre überließ, allsonntäglich durch alte, erfahrene Landsknechte unterweisen ließ."

Dieser Fürst ist es, von dem eine ebenso wahre wie lapidare Inschrift zu Harzburg, das er zu einem Badeort umgeschaffen, meldet, daß

„Sein Schöpfergeist, der eignen Zeit Jahrhunderte voraus,
Des Harzes Erz, den Heilquell Juliushall
Und freiem Denken neue Bahn erschloß."

Der freisinnigste Fürst seines Zeitalters, war er zugleich so wahrhaft religiös, daß ihm das Volk den Beinamen des „Frommen"

gegeben hat. Sein größter Stolz war die von ihm gegründete Universität Helmstädt, an welcher nach der ausgesprochenen Absicht des Gründers die unbedingteste Freiheit der Wissenschaft herrschen sollte. „Wir lassen uns," so sagte er bei Veranlassung dieser Stiftung, „von den Theologen nicht regieren, denn diese sind Gott so gut unterworfen, wie wir. Gott wird auch den Himmel mit Theologen allein nicht füllen, denn er hat für Theologen allein nicht gelitten, sondern insgemein für alle Stände der Welt, ohne Unterschied der Person. Wir gedenken so bald in den Himmel zu kommen als die Theologen. Wir befinden auch, daß die Theologen selber noch so weit von einander sind als Himmel und Erde, denn leider keiner mit dem andern in friedlicher Liebe und Eintracht leben kann, sondern es jedem um eine Handvoll menschlicher Ehre zu thun ist, wie sie denn allein ihren menschlichen Gedanken und Opinionen in vielen nachhängen. Wir wollen uns aber den Theologen nicht unter die Füße legen, die einen Fuß auf der Kanzel und den andern auf der fürstlichen Ratsstube haben wollen."

Und an die drei Kurfürsten von der Pfalz, Sachsen und Brandenburg schrieb er: „Die Theologen wollen anderen ein formulam concordiae vorschreiben, da doch einer dem andern im Grunde und von Herzen spinnefeind ist. Wie denn unter dem Scheine christlichen Eifers

meiſtens Privataffekte bei ſolchen Leuten viel mehr als bei anderen prädominieren, und den Knittel bei den Hund zu legen, ganz hochnötig iſt.“

Dieſer Fürſt hatte den Nolaner, deſſen Weltruf als Philoſoph und Lehrer, ja als wunderbares Genie längſt begründet ſein mochte, berufen, um den Glanz ſeiner jungen Univerſität dadurch zu vollenden. Die ſchnell aufblühende Univerſität zählte damals fünfzig Profeſſoren und fünftauſend Studenten. Bruno traf im Januar 1589 hier ein. Leider ſtarb ſein hochſinniger Gönner, der fromme Julius, ſchon drei Monate nach Brunos Ankunft.

Bei den unter aufrichtigſter Trauer des ganzen Landes ſtattfindenden Leichenfeierlichkeiten hielt Bruno auf ihn jene berühmte, unter dem Titel „Oratio consolatoria“ („Troſtrede“) gedruckte Lobrede, durch die er dem großen Fürſten ein Denkmal geſchaffen hat, das dauerhafter und erhabener iſt, als Monumente von Marmor oder Erz.

„Sei eingedenk, o Italiener,“ ſo redet er ſich ſelber im Anfange derſelben an, „daß Du, verbannt aus Deinem Vaterlande wegen Deiner ehrenhaften Überzeugungen und Deiner Wahrheitsliebe, hier als Bürger aufgenommen biſt. Dort dem blutgierigen Rachen des römiſchen Wolfes ausgeſetzt, biſt Du hier frei; — dort gezwungen zu einem abergläubiſchen, unvernünftigen Kultus, hier zu gereinigter Gottes-

verehrung ermahnt. Dort würdeſt Du getötet ſein durch Tyrannenwillkür, hier kannſt Du leben unter der Huld und Gerechtigkeit des beſten Fürſten und wirſt, ſoweit Du Dich dafür empfänglich erweiſt, überhäuft mit Würden und Ehren, nach des Fürſten Wünſchen und Abſichten."

Einige Biographen Brunos berichten, ich weiß nicht auf Grund welcher Quellen, daß Bruno vom Herzog Julius mit der Erziehung ſeines Sohnes Heinrich Julius, der jetzt den Thron beſtieg, beauftragt geweſen ſei. Bei dem Alter dieſes Thronfolgers, der damals bereits fünfundzwanzig Jahre zählte, dürfte dies nicht wahrſcheinlich ſein; vielleicht iſt er aber von letzterem mit der Erziehung ſeiner Söhne, alſo der Enkel des Herzogs Julius, betraut worden, deren einer jener ritterliche Chriſtian war, der ſich ſpäter im dreißigjährigen Kriege als Feldherr der proteſtantiſchen Partei ausgezeichnet hat und durch ſeine Deviſe bekannt geworden iſt:

„Gottes Freund,
Der Pfaffen Feind."

Herzog Heinrich Julius nämlich, der nunmehr in Braunſchweig zur Regierung kam, verleugnete die Grundſätze ſeines Vaters nicht und ward ebenfalls ein wohlwollender Gönner, ja man darf wohl ſagen, ein Freund unſeres Philoſophen, dem er für die vollendete Lobrede auf ſeinen Vater ein Geſchenk von achtzig

Thalern verehrte. Nichts ist mehr zu bedauern, als daß Bruno nicht dauernd in Helmstädt geblieben ist, wo ihm doch mindestens das sicherste Asyl vor der lebensgefährlichen Verfolgungssucht der römischen Kirche, die ihn zweifellos nie aus den Augen verloren hatte, gegeben war, wenn ihn auch sein Landesherr nicht vor kleinlichen Nörgeleien der lutherischen Geistlichkeit zu schützen vermochte. Es steht nämlich fest, daß er eines Tages von einem Superintendenten zu Helmstädt, Boethius, in öffentlicher Predigt exkommuniziert wurde. Freilich konnte dieser Akt im eigentlichen Sinne nichts bedeuten, da Bruno der evangelischen Kirche niemals förmlich beigetreten war. Immerhin war es ein öffentliches Ärgernis und Bruno erhob dagegen beim Rektor der Universität, Dan. Hofmann, Beschwerde. Es scheint, daß letzterer, ein Gesinnungsgenosse jener Pietisten, wenig gewillt war, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen, und es ist möglich, daß allerlei andere Kabalen jener Spezies ihm schließlich den Aufenthalt in Helmstädt verleideten.

Bruno in Frankfurt a. M. 1590—1591.

Im Beginn des Jahres 1590 verließ Bruno Helmstädt und siedelte nach Frankfurt a. M. über, mit der Drucklegung einer Trilogie von lateinischen Lehrgedichten beschäftigt, die er in

Helmſtädt verfaßt haben wird und dem Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig zugeeignet hat. Es ſind dies die Gedichte:

1. „De Triplici Minimo et Mensura.“ („Über das dreifach Kleinſte und das Maß.“)
2. „De Monade, Numero et Figura.“ („Über die Einheit, Zahl und Geſtalt.“)
3. „De Innumerabilibus, Immenso et Infigurabili, seu de Universo et mundis.“ („Über das Unzählige, das Unermeßliche und Geſtaltloſe, oder über das Univerſum und die Welten.“)

In dieſer Trilogie iſt die Summe ſeiner in jenem Alter völlig ausgereiften Weltanſchauung niedergelegt. Da es nicht in den Rahmen dieſer Schrift paßt, ſein ganzes philoſophiſches Syſtem hier ſyſtematiſch zu ſkizzieren, ſo ziehen wir es vor, einige beſonders bedeutungsvolle Verſe aus jenen Lehrgedichten ſelbſt unſerem Leſer in der Überſetzung von M. Carrière (Philoſ. Weltanſchauung S. 442 – 445) zu bieten:

Gott.

O Du, welcher in ſterblicher Bruſt den ewigen Flammen
Aufzulodern gebeut, und meinem Herzen in ſolchem
Glanze zu ſchweben befiehlt, in ſolcher Glut zu entbrennen,
Daß zu den Sternen hinan, die Schatten mutig verſcheuchend,
Mutig die feſſelnde Laſt der trägeren Maſſe bezwingend,
Ich die unendliche Welt durchſchweife, den Sinnen entbunden,

Licht, allſchauendes Licht, das alles enthüllet dem Anſchau'n,
Seelenbeflügelndes, über den Äther entrückend die Sinne,
Das den Todesſchlaf mir verbannt und zu wachen vergönnt hat,
Das vom Schauen erzeugt mit dem Schau'n aufwacht in dieſem
Lebt erhalten für uns und allem Belebten Erhaltung
Giebt, mit weichſtem Strahl das Härteſte ſanft auflöſend,
Das uns zeigt, was die Erd' und Himmel und Meer und der Abgrund
Irgend umfaßt: wohl nenne Dich blind das Volk, dem das Licht ſelbſt
Fehlt und das Aug', und der Seel' ermangelnd, nenn' es Dich ſeellos.
Nicht wird je ein Ort und Geſchick, nicht Alter und Zeitraum
Mich abtrünnig erblicken von Dir, mein Leben, da Du mir
Rings den ſterblichen Augen enthüllt das unendliche Weltall
Grenzenlos und das ſtrahlende Heer der heiligen Sterne;
Wohl auch iſt mir bekannt der Erd' Antlitz, und wie jene
Strahlt es, ein wahrhaft hehres Geſtirn, Anbetung erheiſchend.
O wie oft, Du Göttliches, mich, den Sinkenden, hobſt Du
Auf den Flügeln empor, wie oft dem Sorgebedrängten
Lenkteſt Du das Gemüt, daß ich nicht ſelbſt dem Verderben
Hin mich gab. Da warſt im Sternengewande des Himmels
Du mir nah, fortſcheuchend des geiſtbethörenden Unſinns
Düſtres Gewölk, und rings zerſtreuend die trüben Gebilde.
Mit der Fittige Schlag, die tauſendfältig den Erdkreis
Prangend erfreu'n, darum die geſchmückte Erde den grünen

Rücken entgegenwendet der Sonn', in schimmernden Wogen
Ihr Antlitz und das deine so ihr zustrahlend als Dir auch,
Denen sie ganz sich selbst und mit jeglichem Teile sich zukehrt.

Universum.

Alle die Sonnen sind von Planeten umkreist: aus den Wassern
Muß ja nach dem Gesetz der Natur die Flamme sich nähren.
Um den größeren Stern ergeh'n sich der kleineren viele,
Kräfte sich wechselweis' zu senden und zu empfangen.
Ob sie ferner sich stehn, ein Band des Friedens umschlingt sie,
Wie sie den Wettlauf thun in harmonischen Intervallen;
Denn aus dem Gegensatz stammt alles Leben und Wachsen.
Darum all überall um den lautenschlagenden Phöbus
Schlingen sich viele der Nymphen in herzerfreuendem Reih'ntanz.
Wie wir um dieses Schiff die Wellen mehrere Kähne
Furchen sehn und den Ort von jeglichem nahe bemerken,
Sollten nicht auch auf der Flut, die weit und breit sich ergießet,
Mehrere schwimmen und andere noch und dorten zu sehn sein?
Sollten nicht auch in dem Wald, der Deinen Augen entfernt ist,
Gerade wie hier, umschwirren den Lorbeer mancherlei Vögel?

Harmonie des Alls.

In der sinnlichen Welt des Endlichen wechseln Licht und Finsternis, Freude und Schmerz, die im Unendlichen alle unter dem

Begriff des Einen, Guten und Wahren zusammenkommen; denn Kälte und Wärme sind im Unendlichen vereinigt wie im Menschen Sinnlichkeit und Vernunft. Ohne den Wechsel von Licht und Schatten könnte die Welt nicht schön sein, aber bloße Verschiedenheit wäre das Chaos, darum sind die Gegensätze aufeinander bezogen und alles ist wohlgeordnet und miteinander verschmolzen. Nichts ist absolut schlecht, sondern nur in Beziehung auf ein bestimmtes Ding mag es verderblich sein, anderen und somit im ganzen ist es heilsam, wie dem Hungrigen süß, was dem Satten zum Ekel, wie die Distel dem Menschen rauh und dem Esel mild. Was das eine zerstört, erhält das andere, des einen Tod ist des anderen Leben. Was für sich klein und unbedeutend, ist für das Ganze doch notwendige Stufe. Darum achtet der Weise nichts gering, hängt aber auch sein Herz nicht an das Vergehende, weil man nicht zweimal in demselben Flusse schwimmen kann, sondern wendet sich zu dem Bleibenden und Dauernden im Wechsel und wird dadurch ein Genoß des göttlichen Lebens, das in der stets sich entwickelnden Fülle sich bethätigt. Denn nur im Einklang mannigfaltiger Töne, nur im Wechsel von Höhe und Tiefe, von Pausen und raschem Gang, von Länge und Kürze der Klänge bildet sich die große Symphonie des Alls.

Würde Dir wohl ein Gemälde vortrefflich erscheinen und preiswert,

Das von Gold ganz ſtrahlet und ganz von herrlichſtem Purpur?
Schatten erhöhet den Glanz.
Alſo ſind verteilt die Welten, daß ſie ſich nimmer
Selbſt zerſtören, vielmehr der Liebe Frieden genießen,
Wenn ſie, Mann und Weib, ſich ringend innigſt umfangen,
Strahlenſchwingend und kämpfend in glühender Luftumſchlingung.
Da träuft goldener Regen herab, den zuvor in die Höhe
Zog der flammende Sonnengott, und im heiligen Schoße
Nimmt die Erd' ihn auf, die große fruchtbare Mutter.

Vorſehung und Liebe Gottes.

Es lebt in allem, durch alles, über allem der eine Geiſt. Ihn ſehen heißt von ihm geſehen zu werden, von ihm gehört werden heißt ihn hören, ihn lieben heißt von ihm begnadigt ſein. Er iſt der eine ſich ſelbſt erkennende und liebende Gott. Wer alles hat, der liebt alles, wer alles liebt, der hat alles. Die Liebe iſt die Gottheit ſelbſt, ſie ergießt ſich in alle Dinge und als ſchöpferiſche Weſenheit nennen wir ihn Vater, als die den Dingen eingeborene Kraft und Weisheit Sohn, und Geiſt als die Liebe, die durch den Anblick der Schönheit erzeugt wird und das Endliche zum Unendlichen zurückführt, daß ihm entgegenjauchzen zahlloſe die Nacht erhellende Sterne mit allen ihren Weſen, denn überall wohnt das Gute, das Schöne. Der Ewige gebietet und ordnet, die Natur führt aus und wirkt, die Vernunft zu

Gott. Das alles ist ein Leben, eine Offenbarung, ein Erkennen, ein Licht, eine Liebe; der Umkreis ist der sichtbare Mittelpunkt, die unendliche Kugel, das gegenwärtige Centrum. Gott ist das Kleinste und das Größte, der Anfang, das Ende und die verbindende Mitte; er begreift sich in allem, alles in sich, und so ist er der sich selbst bethätigende und wissende Geist. Wie auch die Welt im kreisenden Wechsel auf und ab wogt, innen als lebendiges Prinzip aller Wesen und Quell aller Formen waltet ein einiger Gott als Vernunft und Sein, als Weltordnung und Wahrheit.

Wie er in sich die Natur und die Dinge denkt und erkennet,
Also stehen sie da und nichts vermöchte zu hemmen
Gottes Begriff ist That und die Sache. Drum unermeßlich
Dehnt er sich aus, entfaltet in unerschöpflichen Zahlen
Ewig das Eine, das innerlich ganz und äußerlich ganz er
Jegliches setzt und trägt und über alles hinausgeht,
Denn er lebet in uns und in ihm weben und sind wir.

Vom Unermeßlichen und Zahllosen oder dem Universum und den Welten.

Widmungsschreiben und Schlüssel

dem hochedlen und durchlauchtigsten Fürsten Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig-Lüneburg und Bischof von Halberstadt Jordanus Brunus Nolanus zum Gruß.

Zuerst bei den Ägyptern, dann bei den Persern und Römern soll es, durchlauchter Fürst, Brauch gewesen sein, die Weisen zu

Königen und die Könige zu Prieſtern zu erwählen, weshalb ſolche denn, weil ausgezeichnet durch Wiſſenſchaft, Macht und Anſehen, mit Recht Trismegiste oder dreifach Größte genannt wurden. So brauchte nicht der Philoſoph, in ſchmutziger Armut lebend, aus Furcht vor dem Mächtigen den natürlichen Verſtand und das Licht der Vernunft unterdrücken und im Intereſſe des geiſtigen Wohlwollens die Wahrheit unwürdigerweiſe und heuchleriſch zu entſtellen. Der König brauchte ſich nicht, aus Sehnſucht nach dem Himmel und Furcht vor der Hölle, dem Gebot eines übermütigen und albernen Bonzen zu fügen und zum Nachteil der Staaten und Königreiche und zur eigenen Schande ſich zum Arm und Werkzeug pfäffiſcher Bosheit erniedrigen. Die Geſetze, Religionen und Kulte, zur Erhaltung und Förderung des Staatswohls je nach dem Bedürfnis und Bildungszuſtande jedes Volkes erfunden und eingerichtet, wären bei Wahrung dieſes Brauches nicht ſobald ein Opfer der verſchiedenſten Betrüger und ein Gegenſtand des Mißbrauchs, ein Zündſtoff allgemeinen Aufruhrs geworden. Denn ſo vereinigt ſich Erkenntnis, Macht und Weisheit zum Ruhm des Fürſten, zum Heil des Staates und zum Vorbild für alle Zeiten, wie ein dreifach gewundenes Haltſeil, in einer Hand. So, meine ich, brauchte der Weiſere, im Beſitze der Macht und zugleich ihr Verwalter, nicht zu lügen aus niedriger Lohnſucht, der Prieſter, im

Glanze der eigenen Krone nicht um Einfluß buhlen aus ſchnöder Ehrfurcht, der König aber, zugleich mit dem Lichte der Wahrheit, dem Glanz der Heiligkeit und dem Adel der Ritterlichkeit ausgeſtattet, beſtrebt Weisheit und Tugend in den Herzen der Menſchen zu fördern, zeigte den Sterblichen ein wahres Abbild der Gottheit. Wo dagegen Unwiſſenheit im Kopfe und gemeine Leidenſchaft im Buſen des Herrſchers waltet und ſeinen Arm lenkt, wie könnten wir ihn uns anders vorſtellen als unter dem Bilde eines rohen Tyrannen, der inmitten eines niedrig denkenden, feigen und waffenloſen Volkes ſein ungewiſſes zweiſchneidiges Schwert um ſich ſchwingt, unberechenbar wie das Schickſal! Aus unedlem Bauernvolk ſtammt ſein Erzieher, ein unverſchämter Pedant oder Schmeichler iſt ſein Lehrer, aus einer träumeriſch finſteren Höhle tritt an ihn heran ein elender Bote des hochdonnernden Herrgotts mit dunklen Offenbarungen, und ſie alle kredenzen ihm von ſeiner Kindheit an ihre mit Unbildung, Geiſtes- und Herzensroheit bis zum Rande gefüllten Becher.

Doch um auf mein Vorhaben zu kommen, mein Sinn iſt zu ſchlicht, um es zu unternehmen, Eurer Hoheit angeborne und von einem inneren Genius verliehene, nicht von außen erworbene Tugenden und Vorzüge mit würdigen redneriſchen Worten zu ſchildern; die ganze erleuchtete und würdige Umgebung adliger

und weiser Männer, die Du an Deinem Hofe um Dich versammelst, verbreitet auch schon allseitig zur Genüge Deinen Ruhm. In Dir vereinigt sich in der That Natur, Geist und Glück dermaßen, daß Du, soweit dies in unserem Zeitalter möglich ist, nach göttlichem Ratschluß als Vater Deines Volkes, als Verwalter des Priestertums und Fürst der Akademie jene dreifache Würde bekleidest, das Wohl Deines Staates mit Weisheit überlegend, mit Kraft verwirklichend und mit untadliger Festigkeit erhaltend. Ich selbst, den Schicksalsstürme nach Deutschland, Europas ruhigstem Teile verschlagen haben, und der ich hier nicht von Hörensagen, sondern aus eigenster persönlichster Erfahrung mich von Deiner Herrschertugend überzeugen durfte, würde mir den Vorwurf der Pietätlosigkeit nicht ersparen, wollte ich nicht diesem Deinem Nachbilde göttlichen Regiments durch irgend ein annehmbares Zeichen meiner Verehrung huldigen. So wage ich es denn, Dir, dreifach mächtiger Fürst, ein Geschenk aus meinem geringen Vermögen darzubieten, ein dreifaches, eins für den Gelehrten und Weisen, ein anderes für den hohen Priester und Verwalter des Heiligtums, ein drittes für den Fürsten und Hirten des Volks.

Hier also biete ich Dir zunächst das Buch über „Das Kleinste, das Größte und das Maß“, in dem Gelehrsamkeit und Bildung die Erkenntnis der ersten Prinzipien finden

kann; sodann das Buch über „Die Einheit, Zahl und Figur", in welchem Offenbarung, Glauben und Erleuchtung gewisse Grundlagen und Spuren der Wahrheit in den Meinungen und Erfahrungen anerkennt; drittens das Buch über das „Unermeßliche, Unzählige und Undarstellbare", in dem evidente und sichere Beweise zeigen, wie der Weltstaat regiert wird, wie ein Gottesreich unter dem höchsten Lenker besteht und wie begreiflich und unbegreiflich zugleich in ihm die Ordnung der Natur sich offenbart.

Im ersten Buche eifrige Forschung, im zweiten ungewisse Frage, im dritten klarste Entdeckung. Im ersten wiegt vor der Sinn, im zweiten der Begriff, im dritten die Sache. Die Methode des ersten ist mathematisch, die des zweiten, sozusagen, prophetisch, die des dritten naturwissenschaftlich. Das erste hat einfache, das zweite abstrakte, das dritte zusammengesetzte Gegenstände.

Im ersten zeigt Weisheit ihren Körper, im zweiten ihren Schatten, im dritten ihre Seele. Die Elemente im ersten sind Grenze, Kleinstes und Größe, die Gegenstände Linie, Winkel und Dreieck, die Lehrmittel der Tempel des Apollo, der Minerva und Venus, errichtet aus Kreisen, Tangenten und Sehnen, aus welchen alle Figuren, Zahlen und Maße entwickelt und in Definitionen und Axiomen zur Veranschaulichung gebracht werden.

Im zweiten ist die Einheit das Wesen der Dinge, die Zahl ihre innerliche Eigentümlichkeit oder spezifischer Unterschied, die Gestalt ihre äußere Eigenschaft und Symbol. Die Einheit erblicken wir im Kreise, die Zahl in der dreifachen Entwickelung aller übrigen Urformen, die Gestalt nach ihren Grundbestandteilen im Einzelnen, ihren Wirkungen im Gesamten. Durch die Einheit stimmen alle Dinge zusammen, durch die Zahl unterscheiden sie sich, durch die Gestalt bekämpfen sie einander und bilden Gegensätze. Die Einheit ist das unteilbare Wesen des Dinges, die Zahl die bestimmte Entwickelung dieses Wesens, die Gestalt aber eine Ausstrahlung aus der Lage und Ordnung der in ihm entwickelten Prinzipien. Durch die Einheit ist jedes absolut wahr, durch die Zahl in seiner besonderen Art gut, durch die Gestalt im bestimmten Verhältnis schön.

Denn die Wahrheit ist anders an anderem Ort, die Güte ist anders für andere und an anderem Ort, das Schöne anders für andere an anderem Ort und zu anderer Zeit. Die Einheit lehrt dem sich wohl Befindenden Erhaltung, dem sich übel Befindenden Veränderung des Orts, die Zahl Erhaltung oder Veränderung des Namens, die Gestalt des Verhaltens.

Im dritten Buch schreiten wir von der Finsternis aus durch Farben zum Lichte vor. Unterscheidungen werden gefunden zwischen Grenze,

Begrenztem und Unbegrenztem; ferner zwischen Wirkendem, Grundstoff und Wirkung; sodann zwischen Bewegung, Ruhe und Unbeweglichkeit. Es wird gezeigt, daß die wesentlichsten Grundstoffe des Alls flüssig, luftartig oder ätherisch sind. Die vornehmsten Wesenheiten (unter dem Einen Herrscher und über aller Ordnung stehenden absoluten Geist) sind Sonne, Erde und Himmel. Ein Hindernis naturwissenschaftlicher Einsicht und Grundlage der Unwissenheit ist es, die Gleichförmigkeit der Stoffe, Bewegungen und Kräfte in den Dingen nicht zu sehen. Die Vollkommenheit des Weltalls wird erschlossen aus der Einheit, Wahrheit und Güte, erkannt an der Wirksamkeit der aktiven Kraft, der Verteilung der passiven Kraft und dem Wert der Wirkungen. Diese Vollkommenheit könnte keine wahrhafte sein, wenn sie sich nicht in zahlloser Menge, in unendlicher Größe und in anschaulicher Schönheit des Zusammenhangs verwirklichte.

So wird alles in encyclopädischer Übersicht entwickelt, dargestellt und angewandt. Auch wird es in dreifacher Ordnung auf einer einzigen Stufenleiter so unterschieden, daß sich mit der Kürze Leichtigkeit, mit der Leichtigkeit Wahrheit, mit der Wahrheit Gewißheit vereinigt.

Ebenso wird bei der Betrachtung der Gegenstände die Würde, bei der Verschiedenheit der Sätze die Ordnung, bei der Sparsamkeit der

Beweismittel die Vollständigkeit uns nicht minder eine Norm sein, wie dies der Fall ist für die Natur im Wirken, für die Vernunft im Denken, für Gott im Schaffen. Dies führt zu einer Weltanschauung, die nur zum Teil und von fern geschaut, unschön und unsinnig erscheint, bei näherem Ansehen aber schön und wahr wird und bei nächster Einsicht, als die schönste und gewisseste anerkannt werden muß, vor deren Klarheit jene finsteren Gebilde entweichen werden, welche die Gewohnheit des Glaubens als wahr und schön aufdringt, die aber auf der Wagschale des Verstandes sich als ungewiß nnd unangenehm erweisen und schließlich in dem natürlichen Lichte, daß aus unserem Verstand und Sinn und unseren Beweisen sich über sie ergießen wird, als durchaus häßlich und unmöglich erkannt werden müssen. Daß dies sich so verhält, das bitte ich nun Deine erhabene Hoheit, selber als Weiser und Gelehrter prüfen, als Bischof redlichen Herzens beurteilen und endlich als mächtiger Fürst vor den Anfeindungen, Entstellungen und Verläumdungen Unwissender, Übelwollender und Unedler in Schutz nehmen zu wollen.

Wenn ich denn selbst die Finsternisse mit Wort und Schrift bekämpft, verfolgt und vertrieben habe, mit Hilfe des Lichts der Vernunft, ja nach vorausbestimmter Fügung und Gnade des Allerhöchsten: so bete ich zu diesem, daß Er Euren Geist mehr und mehr mit Wahrheit

erleuchten, Euer Herz mit Liebe zum Guten erwärmen und Euren Arm kräftigen, Eure Herrschaft erhöhen möge. Lebt wohl.

Frankfurt a. M. war damals die Metropole des deutschen Buchhandels, und da jener Zeit das deutsche Druckereigewerbe nicht minder als die deutsche Gelehrsamkeit den ersten Rang einnahm, fast die Metropole des buchhändlerischen Verkehrs der Welt. Zur Frankfurter Messe reisten die Buchhändler von London und Venedig, von Paris und Lyon, um unter sich die neuesten Erscheinungen der litterarischen Produktion auszutauschen. Unter den Verlagsfirmen Frankfurts aber nahm diejenige der Gebrüder Wechel bei weitem den ersten Rang ein. Dieselben waren, ebenso wie die Aldi in Italien, Männer von bedeutender Bildung. Die Wechel insbesondere standen in freundschaftlichen Beziehungen zu den vornehmsten und gelehrtesten Persönlichkeiten des In- und Auslandes; auch Sidney, der Freund Brunos, hatte längere Zeit ihre Gastfreundschaft genossen.

Bei ihnen verlegte Bruno seine Schriften. Dafür bestritten sie die Kosten seines dortigen Aufenthalts, während Bruno die Korrektur der Druckbogen seiner Werke besorgte.

Bruno logierte während dieser Zeit im dortigen Karmeliterkloster. Der Prior dieses Klosters berichtet von ihm, daß er ein sehr

zurückgezogenes arbeitsames Leben geführt habe. Den ganzen Tag und bis tief in die Nacht hinein konnte er schreibend oder angestrengt nachdenkend und grübelnd auf- und abgehend in seiner Zelle thätig sein. „Er war," sagt derselbe, „ein Mann von universellem Geiste, in allen Wissenschaften bewandert, hatte aber keine Spur von Religion", — versteht sich von der Religion der Karmelitermönche!

Zeitweilig wurde der Aufenthalt in Frankfurt durch eine Reise nach Zürich unterbrochen, wo er verschiedenen jungen Männern Unterricht erteilt hat, unter ihnen jenem Raphael Eglinus, der später ein seinen Vorträgen über Metaphysik nachgeschriebenes Heft veröffentlicht hat und in der Vorrede seiner Bewunderung über die ganz eminente Geisteskraft und Vortragsgabe seines Lehrers Ausdruck verleiht.

In Zürich hat vielleicht der Anblick der Alpen ein unbezwingliches Heimweh nach dem jenseits derselben liegenden schöneren Vaterlande in seiner Brust wachgerufen. Wie wäre es sonst erklärlich, daß er, der sich selber in seinen Schriften so oft der Gefahren erinnert, die ihm seitens eines gewissen „ultramontanen Ungeheuers" drohen, der sogar an einer Stelle seines „Aschermittwochmahles" prophetisch auf die hundert brennenden Fackeln anspielt, die ihm leuchten würden, wenn es ihm bestimmt sein sollte, auf römischem Boden zu sterben, daß er daran hätte denken mögen, je-

mals wieder dieſes Hochgebirge zu überſchreiten, das die, wenn auch trübere und rauhere, ſo doch auch freiere und geiſtig klarere Atmoſphäre Deutſchlands trennte von dem Lande, wo „ein ſanfter Hauch vom blauen Himmel weht, die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,“ wo aber in jenem Jahrhundert der freie Gedanke ſein Haupt noch nicht ſo lorbeerſtolz erheben durfte, wie heutzutage.

Wer für pſychologiſche Anzeichen ein Verſtändnis hat, wird beim Studium ſeiner Schriften auf manche Stelle ſtoßen, die ſeine nimmer ruhende Sehnſucht nach dem ſonnigen Süden, nach ſeinem ſchönen Vaterlande durchblicken läßt, und gerade ſolche zählen dazu, wo er ſein philoſophiſches Weltbürgertum, das überall zuhauſe ſei, hervorhebt. Wer wüßte nicht, daß eben das Heimweh wie eine Naturgewalt, der Liebesleidenſchaft gleich, Vernunft und Philoſophie aus dem Felde ſchlagen kann!

Brunos Rückkehr nach Italien, Venedig 1591. Mocenigos Verrat und Brunos Verhaftung durch die Inquiſition, 1592.

In den Laden des Buchhänders Ciotto in Venedig, der Bruno auf der Frankfurter Büchermeſſe perſönlich kennen gelernt hatte, trat eines

Tages ein junger venetianiſcher Nobile aus einer der angeſehenſten Familien, Giovanni Mocenigo, und kaufte Brunos Gedicht „Vom dreifach Kleinſten“. Er äußerte den Wunſch, von dem Verfaſſer desſelben perſönlich tiefer in die Geheimniſſe der „Lulliſchen Kunſt“ eingeweiht zu werden, die er anſcheinend für eine Art von Nürnberger Trichter oder für ein zauberiſches Geheimnis hielt, ohne Anſtrengung Macht und Wiſſen zu erlangen. Er ließ durch jenen Buchhändler an Bruno ein Einladungsſchreiben nach Frankfurt übermitteln, dem bald ein zweites nachfolgte. Er ſtellte Bruno ein angenehmes Denkerasyl in ſeinem Hauſe in Ausſicht und nebenbei eine große Belohnung für den gewünſchten Unterricht.

Und er, der eben von Zürich zurückgekehrt war, um die immer noch nicht vollendete Drucklegung ſeiner dem Herzog Heinrich Julius gewidmeten didaktiſch-poetiſchen Trilogie zu vollenden, folgte dieſer Einladung ſo plötzlich, daß er nicht einmal die Beendigung dieſer Aufgabe abwartete, ſondern das Manuſkript ſeinem Verleger übergab mit der Bitte, die Korrekturen ſelber zu beſorgen. Wie der Vogel, den in den Tropen der Blick einer Schlange magnetiſiert hat, daß er ſich rettungslos zu ihren Giftzähnen herabläßt, eilte er in ſein Verderben. Unwillkürlich wird man bei dieſem Schritte an eines ſeiner ſchönſten Sonette aus den „Furori heroici“ erinnert:

„Der Schmetterling, der fliegt nach ſchöner Helle,
Weiß nicht, daß ihn verzehrt der Flamme Licht;
Ergreift den Hirſch Verlangen nach der Quelle,
Geht er zum Bach und ahnt den Bogen nicht;
Zum keuſchen Schoße eilt das Einhorn ſchnelle
Und ſieht nicht, daß ſich längſt ein Netz ihm flicht.
Ich weiß es wohl, daß mich die Flamme tötet,
Und liebe doch das Licht; die kühle Letze
Des Bachs, der bald von meinem Blut ſich rötet;
Ich kenne die verräteriſchen Netze,
Ich kenne ſie, ich weiß, daß ſie mich fangen,
Verachte ſie aus heißem Glückverlangen.
Die Flammen ſind ſo ſchön, die mich verzehren,
Die Pfeile göttlich, welche mich verwunden,
Wie kann ich mich von einem Wahn bekehren,
Mit dem verwebt mein Wünſchen und verbunden?
Die Flammen ſind mein Herz, in mir die Pfeile,
Die Schlingen, welchen nimmer ich enteile.“

Aber das Netz zog ſich langſam zu. Wenn es wahr iſt, — was einige Biographen Brunos argwöhnen, da Mocenigo ſchon früher als Savio del heresia, als weltlicher Beiſitzer, im Ketzergericht zu Venedig fungiert hatte, — daß derſelbe als bewußtes Werkzeug der Kirche die Fänge nach dem edlen Wild ausſtreckte, ſo hat es ihm entweder Vergnügen gemacht, ihn noch eine Zeitlang in den unſichtbaren Banden ſich ſcheinfrei bewegen zu ſehen oder hat er gehofft, durch einen längeren unbefangenen Verkehr beſonders belaſtende Beweismittel gegen ihn zu erlangen. Es ſcheint, daß die abergläubiſche Ignoranz ſich Brunos umfaſſende Wiſſenſchaft und ſtaunenswerte Geiſtesenergie nur durch einen fauſtiſchen Bund mit dem Teufel erklären

zu können glaubte und daß man hoffte, dieser Teufelskunst durch einen intimeren Verkehr auf die Spur zu kommen. Hatte doch König Heinrich III. an Bruno offen die Frage gestellt, ob seine Kenntnisse und Geistestiefe nicht etwa auf Magie beruhten. Mocenigo wenigstens zeigte sich sehr wenig befriedigt, als ihm Bruno die einfachen Prinzipien seiner unter der irreführenden Flagge der „Lullischen Kunst" segelnden dialektischen Methode und Gedächtniskunst erläutert hatte. Stets drang er darauf, weiter in die tieferen Geheimnisse dieser Kunst eingeführt zu werden.

Bruno hatte anfangs in Venedig eine Mietswohnung bezogen; seinen Aufenthalt daselbst sogar durch längere Abwesenheit in der benachbarten Universität Padua, wo er deutschen Studenten Vorlesungen hielt, unterbrochen.

An einen dieser Studenten, einem Bayern Michael Forgatz, schreibt am 12. Februar 1592, Acidalius, ein Helmstädter Verehrer Brunos: „Ich muß Dich nach einem fragen, man erzählt, daß der Nolaner Bruno, Dein Freund in Wittenberg, jetzt in Padua lebe und lehre. Ist das wirklich wahr? Was ist das für ein Mensch, nach Italien zurückzukehren?! —"

Nach der Rückkehr von Padua vermochte es Mocenigo schließlich, sein Vertrauen soweit zu gewinnen, daß er ganz zu ihm ins Haus zog. Jetzt allmählich kehrte der Verräter, der

sein ganzes Verfahren nach den Anordnungen seines Beichtvaters richtete, sein wahres Antlitz hervor, und Bruno scheint besorgt geworden zu sein, als jener immer zudringlicher forderte, er solle ihn nun endlich in die tieferen Geheimnisse seines Wissens einweihen, und alle seine Beteuerungen, daß sein Wissen nur auf den natürlichen Grundsätzen der Vernunft beruhe und mit jenen okkultistischen Richtungen, nach denen des Nobile unkeuscher Sinn lüstern sein mochte, nichts zu schaffen habe, in den Wind gesprochen zu sein schienen, erklärte Bruno endlich, nach Frankfurt zurückkehren zu wollen. Da ließ jener unbestimmte Drohungen fallen, er werde ihn zu halten wissen. Bruno aber packte noch am Abend dieses Tages seine Kleidungsstücke, Bücher und Manuskripte, um sie nach Frankfurt aufzugeben, und legte sich, wie es scheint, noch immer ahnungslos zu Bett. Da dröhnen laute Schläge an seiner Kammerthür. Er öffnet. Vor ihm steht sein Judas Ischarioth mit seinem Diener Bartolus und einem Halbdutzend robuster Gestalten, wie Bruno zu erkennen glaubt, Gondelknechten vom Kanal. Ehe ein Sprung aus dem Fenster ihn retten kann, ist er geknebelt und gefesselt und wird zunächst in einer Dachkammer untergebracht. Mocenigo aber sendet seine Denunziation an den hochwürdigen Vater Inquisitor zu Venedig ab. Aus derselben ist,

abgesehen von dem Vorwurf der uns bekannten Ketzereien Brunos, die freilich hier in einer das äußerst niedrige geistige und moralische Niveau des vierunddreißigjährigen Edelmannes bezeichnenden Entstellung angegeben werden, — einmal soll Bruno z. B. Christus und die Apostel Betrüger genannt, ein andermal soll er der katholischen Kirche vorgeworfen haben, daß sie die reine Lehre Christi und der Apostel verfälscht und entstellt habe, daß sie vom wahren Christentum nicht die Spur mehr habe, und dergleichen mit Verdächtigungen gemeinster Art gemischten Widersprüchen, nur der Schlußsatz hervorzuheben, in dem er das späte Eintreffen seiner Denunziation und die lange Freiheit, die er Bruno vergönnt habe, damit begründet, er habe noch möglichst viel aus ihm herauslocken wollen, sowohl um auf seine Kosten zu kommen, als auch um der Inquisition dienlicher zu sein. „Er war mir ja sicher, denn ohne daß ich es bemerkte, konnte er seiner Sachen wegen kaum abreisen, und ich hatte mich von vornherein versichert, ihn dem heiligen Amte überliefern zu können."

Auffällig ist auch, daß als die ersten Zeugen für Brunos Ketzerei die Buchhändler Ciotto und Bertano von ihm genannt werden.

Wahrlich, der plumpe Wolf hatte die Klugheit des Fuchses und der arglose Weise die Thorheit eines Knaben an den Tag gelegt.

Über das erſte Stadium des nun beginnenden achtjährigen Kreuzeswegs dieſes Märtyrers der Wiſſenſchaft geben uns die veröffentlichten Akten des venetianiſchen Archivs genaue Auskunft.

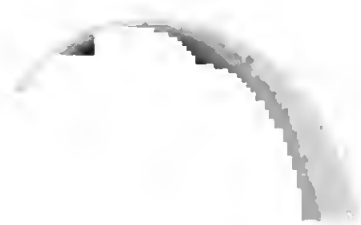
Bruno wird in das ſchreckliche Staatsgefängnis unter den Bleidächern abgeführt. Die bis zur Auslieferungsverfügung nach Rom vollſtändigen Unterſuchungsakten enthalten die Vernehmung der Zeugen Mocenigo, Ciotto, Bertano und einiger anderer Perſonen, die in oberflächliche Berührung mit Bruno gekommen waren, und die wiederholte Vernehmung Brunos ſelbſt.

Bruno verſuchte ſich zunächſt mit der innerhalb der katholiſchen Kirche vordem vielfach zugelaſſenen Einrede einer zwiefachen Wahrheit, der philoſophiſchen und theologiſchen, zu verteidigen, auch einem Pomponatius hatte man ja ſogar die Leugnung der Unſterblichkeit der Seele mit philoſophiſchen Gründen nachgeſehen, da er ausdrücklich erklärte, dem kirchlichen Glauben, der eine andere und höhere Wahrheitsquelle ſei, nicht nahe treten zu wollen. So erklärte auch Bruno, er habe nur als Philoſoph gelehrt und gewirkt und es habe ihm ſtets fern gelegen, auf das ganz andere ſelbſtändige Gebiet der Theologie überzugreifen. So ſehr ihm dieſes ſogenannte Syſtem der doppelten Buchführung innerlich widerſtreben mochte, wer wird es ihm verargen, daß er im

Kampfe für Leben und Freiheit nicht gleich den Schild fallen ließ, den ihm eine vielfach geübte kirchliche Observanz darbot. Zwar war diese Lehre schon 1512 auf dem Lateran-Konzil verworfen worden, aber Rom selbst hatte sich an diesen Konzilienbeschluß nicht immer gehalten. In der Hoffnung, daß man auch ihm das gestatten werde, was so manchem kirchlichen Würdenträger, — haben doch philosophische Atheisten schon auf dem Stuhle Petri gesessen, — vergönnt gewesen, entwickelte er dann seine philosophische Lehre mit einer Offenheit, als stünde er auf dem Katheder und nicht vor dem Richterstuhl der Inquisition.

„Er lehre ein unendliches Universum, weil er es der göttlichen Güte und Allmacht unwürdig erachte, zu glauben, daß sie eine endliche Welt geschaffen habe, da sie doch Welten ohne Zahl hervorbringen konnte. In dieses Universum setze er eine allgemeine Vorsehung, kraft welcher jedes Ding lebt, wächst und in seiner Vollkommenheit besteht, und zwar denke er sich dieselbe auf doppelte Art, einmal so wie die Seele im Körper gegenwärtig sei, was er Natur, Schatten und Spur der Gottheit nenne, dann aber in der unaussprechlichen Weise, in welcher Gott zugleich in allem und über allem ist. Unter dem heiligen Geiste habe er als Philosoph in Übereinstimmung mit Salomo die Weltseele verstanden. Aus diesem Geiste, diesem Alleben fließe jedem belebten und be-

lief des Bruno-Denkm als in Rom.)



seelten Wesen das Leben und die Seele zu. Die Seele sei unsterblich und wie der Körper in seinen letzten Atomen unvergänglich. Der Tod sei Trennung und Wiederbelebung. Und so sei das Wort des Predigers zu verstehen: ‚Nichts neues unter der Sonne!‘“

Daneben giebt er zu, im kirchlichen Glauben manchmal bezüglich des einen oder anderen Dogmas, z. B. der Gottessohnschaft Christi schwankend gewesen zu sein, aber er unterwirft sich hinsichtlich dieser über der Philosophie liegenden Wahrheiten der Autorität der Kirche.

Allein er hatte sich geirrt, wenn er gehofft hat, mit dieser Ausrede und diesem formellen Bekenntnis sich die Freiheit wieder zu erwerben. Nicht die Republik Venedig, nicht der mit juristischer Gesetzlichkeit zu sättigende Löwe von San Marco, — ein geistlicher Tyrann, der die Gedanken und Empfindungen, nicht bloß die äußeren Handlungen sich unterworfen wissen wollte, der Stellvertreter des Herrgotts, der Herz und Nieren prüfen zu müssen glaubte, stand hinter seinen Richtern.

Bruno ahnte bald, was man von ihm verlangte, und mit Schaudern fühlte er, daß er das nicht leisten konnte. Dennoch, — er stand erst im Beginn des kräftigsten Mannesalters —, wie manches Unvollendete schlummerte noch in seinem Geiste, wie viele Ideen rangen noch in ihm nach Gestaltung, nach Ausdruck? Alles, was er bis dahin geschrieben, schienen ihm nur

unbeſtimmte Vorſpiele, Ouverturen zu vollkommeneren Werken zu ſein, zu Werken, die ewige Schätze für die Nachwelt bilden ſollten! Wirken und Leben war ihm ein und dasſelbe, — und nun, eben herangereift zur höchſten Schaffenskraft, ſollte er verzichten, ſollte er ſterben? Mit ins Grab nehmen alle dieſe köſtlichen Schätze, mit denen ſein Genius die Menſchheit beglücken wollte? Sollte es ihm nicht gelingen, ſeine Richter zu erweichen, um ihnen zu entweichen?

Da kamen auch ihm die furchtbaren Stunden, die keinem Menſchen erſpart bleiben, der ſolche Anfechtungen überſtehen ſoll. Sokrates freilich, der den Giftbecher trank, ohne ſolche Anfechtung überſtanden zu haben, war ein Greis von ſiebzig Jahren, allein Chriſtus und Bruno, der, wenn auch nicht ein qualvolleres, ſo doch ein länger währendes Martyrium anzutreten hatte als Chriſtus, ſtanden beide in der vollen Blüte des Lebens; darum hatten beide, weil ſie Menſchen waren, ihr Gethſemane, wo ſie beteten, daß dieſer Kelch an ihnen vorübergehe.

Ja, Bruno — wir dürfen dies mit Rückſicht auf ſein Ende ohne Bedauern, vielmehr im Gefühl, daß er uns dadurch menſchlich näher gerückt wird, daß ſein Heroismus ein menſchlicher, ein ſelbſt erkämpfter Heroismus, nicht aber Gefühlsſtumpfheit geweſen iſt, mitteilen, — hatte eine ſolche Stunde ſogar vor ſeinen Richtern. In einer ſolchen geſchah es, daß der körperlich und geiſtig gemarterte Mann ſich

vor der triumphierenden Bestie auf die Kniee warf und weinend erklärte, er wolle versuchen, seine Irrtümer zu erkennen, er wolle versuchen zu bereuen, ja er bereue alles, was er gegen die heilige Mutterkirche geschrieben habe.

Aber vergebens. Schon lag die Barke im Hafen von Venedig, die der Papst, der seine Auslieferung verlangte, gesandt hatte, um ihn holen zu lassen. Nach längerem Hin- und Herverhandeln über dieses der venetianischen Souveränetät und dem Völkerrecht zuwiderlaufende Verlangen, beschloß der hohe Rat, dem Papst einen Gefallen zu erweisen. Am 7. Januar 1593 ward die Auslieferung dieses, wie der Beschluß sich ausdrückt, der Ketzerei im schwersten Grade verfallenen Mannes beschlossen, der übrigens „einer der ausgezeichnetsten Geister sei, die man sich denken könne, von auserlesener Gelehrsamkeit und umfassendem Wissen".

Und Seine Heiligkeit bedankte sich in verbindlichsten Worten beim Gesandten der Republik „über diese ihm höchst wohlgefällige Sache", die Auslieferung „dieses Fürsten der Ketzer."

Bruno im Gefängnis zu Rom, 1593—1600. Seine Verbrennung 17. Februar 1600.

Ein Dichter iſt oft ein Seher. In Brunos gefühlvollen Gedankendichtungen findet ſich manche Stelle, die einer bewußten Vorahnung ſeines kommenden Geſchickes gleichſieht; ſo hatte er vor Jahren in ſeinen „Heroici furori“ geſchrieben:

„Schöner Knabe löſte ſein Schiffchen vom Strand,
Mit ungewandter Hand
Ergriff er das ſchwache Ruder aus Luſt zum Meere,
Da, ein jäher Blick, und er hat ſein Unheil erkannt.
Denn die verräteriſch-tödlichen Wellen
Werden im Umſchwung den Kahn ihm zerſchellen,
Bang verſtummte ſein Mut
Vor der bedräuenden, ſtolz-feindſeligen Flut.
Laß die Ruder dem ſtarken Beſieger und wehre
Dem Ende nicht;
Stilleren Sinnes erwarte den Tod,
Er ſchließt Dir die Augen, daß ſie ihn nicht erblicken, —
In höchſter Not
Kann denn nichts mehr Dich retten oder erquicken?
Strebteſt zu kühn und ſtolz: Das iſt nun Dein Lohn? —
Wär' ich doch dem gleichen Geſchicke entflohn!
Wie dürfte mein Denken und Sinnen noch einſtens beglücken —!
Des Dämons Tücken,
Der mich verführt hat, empfinde ich ſchon.“ *)

*) Nach Dr. v. Stein's Überſetzung in „die Bedeutung des dichteriſchen Elements bei Bruno“, Halle a. S. 1881.

Dieſe Verſe mochten ihm durch den Sinn gehen, als er, ein Tell des freien Gedankens, mit Ketten belaſtet in der Barke lag, die ihn von Venedig nach Ankona brachte, um von dort in einen Kerker transportiert zu werden, aus dem ihn nur der Flammentod befreien ſollte.

„Stilleren Sinnes erwarte den Tod.“

In Venedig hatte der Philoſoph ſich noch nicht als Held erwieſen; ſein Heldentum aber entwickelte ſich und wuchs zu erhabener Größe heran in der nunmehr beginnenden ſiebenjährigen Gefangenſchaft zu Rom.

Die Kirche hat die Akten über dieſes längſte Stadium des Prozeſſes, wie es ſcheint nebſt den Gedankenſchätzen, die ihr mit Brunos Manuſkripten in die Hände fielen, vernichtet oder verheimlicht ſie noch, da ſie ſich keine Ehre mit deren Veröffentlichung einzulegen glaubt, auch jetzt, nachdem ihr mißlungen iſt, was ſo lange ihr Wunſch war, das Andenken Brunos ganz zu vertilgen und ſelbſt ſeine Exiſtenz für eine „proteſtantiſche Mythe“ zu erklären.

Aber aus den wenigen Dokumenten, welche die eifrige Forſchung über ſeinen Tod und ſeine Verurteilung zu Tag gefördert hat, können wir genug entnehmen, um ein anſchauliches Geſamtbild von der übrigens für den Märtyrer ſelbſt nur mit der Höllenpein der Monotonie

ausgefüllten ſiebenjährigen Kerkerzeit zu gewinnen.

Der Kirche war offenbar an einem ſolchen äußerlichen und formellen Widerruf wie Bruno ihn vor der Inquiſition zu Venedig geleiſtet hatte, wenig gelegen. Dieſen mächtigſten aller Geiſter, die in Oppoſition zu ihrem Geiſt und Weſen ſtanden, wollte ſie entweder brechen oder beugen, bis er jenem Campanella gleich, bei dem es ihr wenige Jahrzehnte ſpäter gelang, ſich in ihren Dienſt ſtelle, — oder vernichten. Daher arbeitete ſie ſieben volle Jahre daran, ihn zu „bekehren“, zu bekehren, mit all den Mitteln, die ſie für zweckmäßig hält, „um die, ſo in Finſternis wandeln, zum Lichte, die, welche vom rechten Wege abgeirrt, zum Pfade des ewigen Lebens zurückzuführen“. Das Mittel war die äußerliche und die geiſtige Folter. Gewiß iſt die äußerliche Folter in nicht geringerem Grade an Bruno verſucht worden, als ſie Jahrzehnte ſpäter an Campanella*) ausgeübt wurde, der darüber mit folgenden Worten berichtet:

„Als die Dumpfheit des Kerkers, wo er Ratten und Gewürm zu Geſpielen hatte, die

*) Campanella, pantheiſtiſcher Dichter und Philoſoph, Landsmann Brunos, geb. 1568, geſt. 1639, brachte die Zeit von 1599 bis 1626 in den Gefängniſſen der ſpaniſchen Inquiſition zu, bis er ſchließlich moraliſch gebrochen zu Kreuze kroch und in den Dienſt der Kurie trat, ſogar eine Lobſchrift auf den Papſt verfaßte.

Last der Ketten, die ihn drückte, das Fasten, das ihn schwächte, nicht ausreichte, da meinten die Priester mit stärkeren Mitteln vorschreiten zu müssen: sie reckten ihm durch angespannte Stricke die Glieder auseinander, sie steckten ihn in den Fußblock, sie schlugen ihn mit Ruten,

Medaillon des Campanella.

sie brannten ihn mit glühenden Blechen. Vergebens. Da kamen sie denn zum Gipfel der Grausamkeit, welche die Gesetze gestatten, banden ihm die Hände auf den Rücken, zogen ihn an einem Seil in die Höhe und schnellten plötzlich sein Gesäß auf einen scharfkantigen Balken

herab, damit sie durch das Zerfleischen seiner Glieder die bewunderungswürdige Stärke seines Geistes brechen, damit sie, die dem Mund und der Zunge des Unschuldigen ein Geständnis nicht entpressen konnten, solches den Lippen der Wunden entreißen möchten."

Aber in Bruno war die Liebe zu Gott, welcher nach seiner Lehre die Wahrheit selbst und nichts als die Wahrheit ist, so mächtig geworden, daß er jene vollkommenste Seelenkonzentration an sich bethätigen konnte, die er in seiner Schrift „Über die vielseitige Kontraktion der Seelenkraft" mit folgenden Worten schildert:

„Jenes aber ist die löblichste und einem Philosophen allein geziemende Seelenkontraktion, durch welche sich Anaxarchus, als er die blutigen Streiche erlitt, in den Stand setzte, den Tyrannen Neokreon mehr zu peinigen, als er selber gepeinigt wurde, vermöge welcher auch Polemon unter den Bissen rasender Hunde nicht einmal erblaßt sein soll, und welche einen Laurentius befähigte, vom glühenden Rost aus, wie von einem rosigen Lager, seiner Feinde männlich zu spotten. Denn wie? Bringt uns nicht jede hocherregte Freude, Furcht oder Hoffnung, jedes Vertrauen oder jede Entrüstung und jede Verachtung einer Sache über einen gegenwärtigen Schmerz hinweg? Offenbar ist dies aber erst die wahre Anwendung einer

vollendeten Philoſophie, wenn einer durch die Höhe der Spekulation ſo ſehr über alle körperlichen Affekte erhoben wird, daß er überhaupt keinen Schmerz mehr fühlt. Denn wir glauben, daß deſſen Tugend größer iſt, der ſo weit gekommen iſt, daß er den Schmerz nicht mehr fühlt als die Tugend deſſen, der dem Schmerz Widerſtand leiſtet. Denn den erachtet auch Epikur noch nicht für in Wahrheit tugendhaft, der die Empfindung eines ihm widerſtrebenden Mangels überhaupt noch zuläßt. Wen aber die Anſchauung eines anderen erhabenen Gegenſtandes nicht mehr erregt, der wird die Angſt des Todes nicht kennen.

Es hat Männer gegeben, die, weil ſie vor allem von der Liebe zum Willen Gottes getrieben wurden, an den ſie unerſchütterlich feſt glaubten, ſich durch keine Drohungen und keinen ſie von anderer Seite bedrohenden Schreck ins Wanken bringen ließen. Und darf man das ſchon eine innige Liebe zur Tugend nennen, die nicht einmal der Furcht vor einem zeitlichen Dinge Widerſtand leiſten kann? Ich bin geneigt, zu glauben, daß der, welcher ſich noch vor körperlichen Übeln fürchtet, niemals etwas Göttliches gekoſtet; denn der wahrhaft Weiſe und Tugendhafte fühlt den Schmerz nicht mehr und iſt vollkommen glücklich, ſoweit die Lage des gegenwärtigen Lebens dies überhaupt zuläßt, und wenn man ſeine Lage nur mit dem Auge der Vernunft betrachtet."

Vor heißer Sehnſucht ſterbend, muß ich leben,
Wie zwiſchen Höll' und Himmel muß ich ſchweben,
Wünſche und Zweifel, beide zu Hauf.

Ich ſehe mich im Umſchwung zweier Speichen,
Die zackig ſcharf gerändert ſich erreichen,
Die eine zur Tiefe, die and're hinauf.

Ixions Qualen hab' ich da empfunden,
Dieſelben Zähne, welche mich verwunden,
Spornen des Rades nicht endenden Lauf.

Doch wüßt' ich nie die Liebe anzuklagen,
Wie könnt' ich ohne ſie denn ſelig ſein!
Nie will ich ihrem Dienſte mich verſagen,
Schafft' ſie mir ſchon die thränenvollſte Pein.

In Wolkendüſter und in hellen Tagen,
So einzig ſie, wie ich ihr treu allein —
Wie drohte je ein Wechſel unſerm Bunde,
Er überdauert ſelbſt die Todesſtunde.

Und meine Seele kennt kein ander Leben,
Zur Wonne ſie den Jammer ſich erſah,
Sie liebt die Thränen, die den Tod ihr geben,
Nur was mein Weſen wählte, das geſchah.*)

(Bruno, „Heroici furori".)

Noch mehr mußte die geiſtige Tortur, mußten die immer aufs neue gemachten Verſuche, ihn zu widerlegen und ſeine Überzeugung umzuſtimmen, ihren Zweck verfehlen. Hier hatte ſich die Inquiſition auf ein allzu un-

*) Aus Dr. v. Stein's Habilitationsſchrift „die Bedeutung des dichteriſchen Elements bei Bruno". Halle a. S. 1881.

gleiches Gebiet gewagt, in den Kampf gegen die Wahrheit selber, die beschlossen hatte, einen Bruno zu ihrem erhabensten Blutzeugen zu erheben.

„Die hervorragendsten Theologen," so meldet der deutsche Katholik Schoppe*) in seinem schmachvoll-höhnischen Bericht über Brunos Verurteilung, „haben ihn oftmals widerlegt und zum Widerruf seiner Ketzereien aufgefordert". Zu diesen hervorragendsten Theologen zählte vor allem der Kardinal San Severina, der in seiner Selbstbiographie die Pariser Bluthochzeit einen herrlichen und den Katholiken überaus angenehmen Tag nannte; ferner der Jesuit Robert Bellarmin, in dem sich überhaupt zwanzig Jahre hindurch die Opposition der Kurie gegen die Wissenschaft verkörperte.

Als jene endlich einsahen, daß sie diese gewaltige Geisteskraft nimmer gewinnen, ihren Namen, ihre Gelehrsamkeit, ihre Feder dem kirchlichen Glaubenssysteme nimmermehr dienstbar machen könnten, beschloß man, sie zu vernichten und leitete das Schlußverfahren ein. Am 21. Dezember 1599 wurde er vor dem versammelten Inquisitionsgericht verhört. — Ruhig weist er alle Anklagen zurück, behauptet, daß er sich keiner Irrlehren bewußt sei, daß er die Wahrheit aber nicht verleugnen

*) Er war vom lutherischen Glauben zum Katholicismus übergetreten, ein Gelehrter der Philologie.

könne und daher auch um keine Gnade bitten wolle. „Er dürfe, er wolle nichts widerrufen, habe keinen Anlaß zum Widerruf und wisse gar nicht, was er zu widerrufen hätte.“ — Am 20. Januar 1600 legte dann Bellarmin der „Kongregation des heiligen Offiziums der römischen und allgemeinen Inquisition“ folgende acht häretischen Sätze vor, derentwegen Bruno des Feuertodes schuldig sei: Er glaube nicht

1. an das „Fleischgewordensein des Worts“,
2. an die unbefleckte Empfängnis Mariä,
3. an die Verwandlung des Brots in Fleisch und Blut beim Abendmahl,
4. und 5. an die Dreieinigkeit und an den heiligen Geist,
6. an die buchstäbliche Wahrheit der heiligen Schrift.
7. Er verwerfe die Anbetung der Heiligen.
8. Er lehre die Bewegung der Erde und eine Mehrzahl bewohnter Weltkörper.

Am 20. Januar 1600 vereinigte sich dann aufs neue der heilige Gerichtshof; der General des Dominikaner-Ordens referiert, daß Bruno bei seiner Halsstarrigkeit im Ketzertum verharre und sich weigere, seine Lehren abzuschwören. Die Akten des Prozesses werden dann mit dem Gutachten des Gerichtshofes dem „heiligen Vater“ selbst vorgelegt, und dieser verfügte, daß man den verstockten Ketzer „dem weltlichen Arm“ übergeben soll. Der Papst selbst hatte damals in Rom noch sowohl einen weltlichen,

wie einen geiſtlichen Arm; Kaiphas brauchte alſo nicht erſt einen Pilatus zu beſtechen.

In ſein „heiliges Arſenal“ ſchrieb der Kardinal Maſini, daß „der verſtockte Ketzer dem weltlichen Arm nicht nur zur Hinrichtung, ſondern „um lebendig verbrannt zu werden“ übergeben werden muß“. Und Farinacci fügt hinzu: „Es muß ihm zuvor die Zunge ausgeriſſen werden“.

Am 9. Februar 1600 wird Bruno aus ſeinem Kerker nach dem Kloſter Santa Maria della Minerva geführt, um dort ſein Todesurteil verkündigen zu hören.

Mit allem kirchlichen und ſtaatlichen Pomp hatten ſich hier verſammelt die Mitglieder der Congregatio, die Kommiſſäre, die Räte, die Doktoren, die Theologen und die weltlichen Beamten. Knieend mußte er es anhören, wie er zunächſt degradiert und exkommuniziert und dann der weltlichen Obrigkeit, dem anderen Arme des Papſtes, übergeben wurde mit der, den Geiſt chriſtlicher Heuchelei einzig kennzeichnenden, für die Urteilsformel zum Feuertode vorgeſchriebenen Formel: „Ut quam clementisse et citra sanguinis effusionem puniretur“ („daß er ſo gelind als möglich und ohne Blutvergießen beſtraft werde“).

Mit ruhiger und nachdenklicher Miene, ohne das geringſte Zeichen innerer Erregung hatte er zugehört; als aber die Verleſung beendet war, erhob er ſich ſtolz und ſprach nun

mit lauter Stimme die der Menſchheit unvergeßlichen lateiniſchen Worte:

„Majori forsan cum timore sententiam in me fertis quam ego accipiam!“

(„Mit größerer Furcht wohl verkündet Ihr dieſes Urteil, als ich es hinnehme!“)

Die Weltgeſchichte hat dieſe Worte regiſtriert und ihn als einen Überwinder im ruhmreichſten Sinne geadelt.

Aber noch mußte die Feuerprobe ſelbſt beſtanden werden. In kirchlichen Darſtellungen des „Leidens unſeres Herrn Jeſu Chriſti“ kann man die Schmerzen des Kreuzestodes anſchaulich beſchrieben finden, und gewiß er war trotz Speerſtich oder Beinbruch ein furchtbarer. Aber man laſſe ſich einmal von einem Phyſiologen, der im Intereſſe der Wiſſenſchaft den Prozeß des Verbrennungstodes an Tieren ſtudiert hat, — die Kirche ſchreit Verdammnis über ſolche auch von uns nicht entſchuldigte Grauſamkeit, — die Qualen desjenigen Todes beſchreiben, den die Kirche, die „nach Blut nicht dürſtet“, an den Ketzern vollzog, und er wird zunächſt eine ſchreckliche Schilderung liefern von der Ausdörrung und Verkohlung der äußeren Gewebe mit ihren Nerven und Adern, die dann wie eine vom Leben abgelöſte Schale das innere Leben nochmals von der direkten

Flammenglut abschließt und die Zuckungen und Qualen des Opfers verlängert, bis der gesamte Schmerz den höchsten Grad erreicht, dessen menschliches Empfindungsvermögen fähig ist.

Diese Feuerprobe der Wahrheit mußte noch bestanden werden. Bruno bereitete sich mit Ruhe auf sie vor in den acht Tagen Bedenkzeit, die ihm noch verstattet wurden, um sich durch einen Widerruf wenigstens eine mildere Todesart oder vielleicht gar das Leben zu erkaufen. Als der Tag der Hinrichtung gekommen war, erklärte er: „er sterbe als Märtyrer und gehe gern in den Tod, und seine Seele werde aus dem Funkengesprüh des Scheiterhaufens zum Paradiese emporsteigen".

Der 17. Februar 1600 war gekommen.

In der römischen Kampagna blühte und duftete der italienische Frühling, Lerchen jubelten im blauen Äther, in Myrten- und Lorbeerbüschen, in Fuchsien- und Rosenhecken schlug die Nachtigall. In der ewigen Stadt selbst verkündeten Kirchenfahnen und Glockenklang eine hohe Festlichkeit. Papst Klemens VIII. feierte sein Jubiläum. Könige und Fürsten waren anwesend, um dem Stellvertreter Christi ihre Huldigungen und Geschenke darzubringen, eine Unzahl von Pilgern aus aller Herren Länder erlangte kaum ein Obdach und mit Mühe ihr höchstes Ideal, den päpstlichen Pantoffel zu

küſſen. Wahrlich, die alleinſeligmachende Kirche zeigte ſich der ſeit nun einem Jahrhundert gegen ſie anringenden Reformation Luthers zum Hohn in einer Pracht und Herrlichkeit, wie nie zuvor. Und auf den heutigen Tag hatte der heilige Vater für ſeine Schäflein eine ganz beſondere Augenweide anberaumt, ein Autodafé. Laßt uns durch Schillers klaſſiſche Feder beſchreiben, was das war.

„Die Vermeſſenheit der Urteilsſprüche der heiligen Inquiſition konnte nur von der Unmenſchlichkeit übertroffen werden, womit ſie dieſelben vollſtreckte. Indem ſie Lächerliches mit Fürchterlichem paart und durch die Seltſamkeit des Aufzugs die Augen beluſtigt, entkräftet ſie den teilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt ſie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtſtatt, eine rote Blutfahne weht voran, der Zuſammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerſt kommen Prieſter im Meßgewande und ſingen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurteilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man ſchwarze Teufelsgeſtalten abgemalt ſieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die ſich in eine Menſchenfigur endigt, um welche Feuerflammen ſchlagen und ſcheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen, ihm gilt die Erlöſung nicht

Giordano Bruno auf dem Scheiterhaufe

(Relief des Bruno-Denkmals in Rom.)

mehr. Dem Feuer gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im festlichen Ornat, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beschließen den schauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schauderhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen zusammenspart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen. Und alsdann sind selbst Könige zugegen; sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigeren Stuhle als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunal nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt?"

Ein solches Autodafé ward an diesem Tage bereitet. Hunderttausende drängten sich zum Campo dei fiori und zu der Straße, um wenigstens, da der Platz nicht alle fassen kann, den Zug zu sehen und den Ketzer selbst, ja diesen Fürsten der Ketzer.

„Die Küchenſchlampe ſteckt
Den beſten Fetzen an den Hals und klettert
Auf die Mauer, ihn zu begucken. Geſtopft ſind Buden,
Erker, Fenſter, Giebel und Dach von allerlei Geſtalt beritten,
Und jede gleich auf ihn geſpannt. Der Flamen ſelbſt,
Nicht leicht ſonſt ſichtbar, drängt durchs Volksgewühl ſich
Mit Püffen auf des Pöbels Platz. Die Dame
Im Schleier ſelbſt — — — —."

Warum auch nicht? Es iſt ja ein Ketzer, den man brennen ſieht! ja, und ein Fürſt der Ketzer!

Ja, ſeht ihn ſelbſt, die ſchlanke Geſtalt, mit dieſem blaſſen, von Kerkerluft und Gedanken gefurchten Antlitz, dem kaſtanienbraunen Lippenbart, der griechiſchen Naſe, den großen, glanzvollen Augen, der Stirn, hinter welcher die größten und edelſten Menſchheitsgedanken wohnen, wie er gelaſſenen, wahrhaft fürſtlichen Schrittes dahinſchreitet mit der klirrenden Feſſel an Arm und Fuß — erſcheint er Euch nicht, obwohl nur von mittlerer Größe, als der Größte unter allen! — Von dieſer Stirne perlt kein Angſtſchweiß, ein Zug, gemiſcht aus Mitleid nur und namenloſer Verachtung, ſpielt um dieſe einſt ſo beredten Lippen. Das Ziel iſt erreicht; — ein ſchrecklicher Moment iſt noch am Fuße der Leiter, die am Scheiterhaufen lehnt, zu beſtehen — mit einer Zange reißt ihm der Henker die Zunge aus! — — — — — Die Leiter wird beſtiegen, mit den Ketten ſchließen ihn die Henker an den Pfahl, — jetzt ſenken

ſich die Fackeln an des Holzſtoßes Baſis, höher und höher praſſeln die gierigen Flammen, Schlangen, die den Laokoon zerfleiſchen wollen, deſſen Gedankenſpeer den hohlen Bauch des von Menſchenhänden gezimmerten Koloſſes der alleinſeligmachenden Kirche getroffen und die Dardaner erſchreckt hatte, die ſich vor ihm verborgen wähnten. Nun ſengen ſie das ſchimpfliche Gewand, den Sanbenito, und empört, eine papierne Narrenkappe auf dem Haupte des Weiſen zu finden, laſſen ſie die Karoza in der Luft verflackern; ſeht jetzt die freie Stirn des Titanen und das am Marterpfahl üppig wallende Haupthaar; doch, wehe, nun ſengen ſie auch dieſes und braten den nackten Leib, daß Blaſe an Blaſe ſich weißlich zieht — — genug des Anblicks. Aber ſieh, da hält ihm, aufwärts durch Rauch und Flammen, vor das ſchmerzzuckende Antlitz, vor die im beizenden Qualm und Feuersglut blinzenden Augen ein metallenes Kruzifix, das Abbild des Gottes, dem dieſes Brandopfer gilt, ein „Miſerere" ſingender Prieſter der Liebe. Genug des Hohns! Mit trotziger Verachtung wendet der Märtyrer ſein Haupt zur Seite — und aufwärts, aufwärts zu ſeinem Gotte, der aus lichtem Frühlingsblau herniederſchaut allüberall, richten ſich ſeine Verklärung ſtrahlenden Augen. Was mögen dieſe Lippen jetzt ſo leiſe murmeln? Ein Gebet? — Vielleicht das Sonett, das ſie vor Jahren ſchon geſungen:

„Der schönen Sehnsucht breit' ich aus die Schwingen,
Je höher mich der Lüfte Hauche heben,
So freier soll der stolze Flügel schweben,
Die Welt verachtend, himmelwärts zu dringen.

Und mögt Ihr mich dem Ikarus vergleichen,
Nur höher noch entfalt' ich mein Gefieder.
Wohl ahnt' ich selbst, einst stürz' ich tot darnieder,
Welch' Leben doch kann meinen Tod erreichen?

Und fragt mich auch das Herz einmal mit Zagen:
Wohin, Verwegner, fliegst Du? Wehe, wehe
Die Buße folgt auf allzukühnes Wagen.

Den Sturz nicht fürchte, ruf' ich aus der Höhe,
Auf durchs Gewölk empor! Und stirb zufrieden,
Ward Dir ein ruhmreich-edler Tod beschieden!"

Alles Irdische, es geht vorüber, die Zeit fließt, nur die Wahrheit ist stetig, auch die sieben Kerkerjahre sind verflossen, — auch sieben Minuten voll höchster Qual — der Pfahl sinkt um — eine kohlende, funkensprühende Masse — die stärker aufflackernde Lohe verkündet's:

„Es ist vollbracht!"

Noch war der Scheiterhaufen nicht verglommen, noch sangen die Totenbrüder ihre Litanei, — so erzählen einige Biographen Brunos —, da erbebte die Erde und ein rollendes Donnern entdröhnte dem Boden. Der ferne Vesuv begann einen Ausbruch und dessen Wirkungen spürte Nola und Rom. Viele Häuser begannen zu wanken, fallende Trümmer beschädigten die auf den Straßen gedrängte

Menge. Der Pöbel, von plötzlichem Entsetzen gefaßt, an ein Strafgericht Gottes glaubend, drängte sich mit wüstem Geschrei hierhin und dorthin, viele erstickten im Gedränge.

Auf der Piazza Farnese standen zahlreiche Ochsen, bestimmt zur Ernährung der frommen Pilger, welche die Stadt füllten; von der Erderschütterung erschreckt, rissen sie sich los und rannten rasend bis zum Platze der Hinrichtung. Da war kein Halten mehr, in wenig Minuten war der Platz leer, und nur die Toten und Verwundeten lagen noch in der Nähe des Aschenhaufens.

So wiederholte sich hier ähnliches wie bei der Ermordung Cäsars, wie bei der Kreuzigung Christi.

„Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde."

„Getötet habt Ihr, Dardaner, die reine und schuldlose Nachtigall der Musen, den besten der Hellenen!"

Aber diese Dardaner, die Bruno getötet, waren keine Athener. Sie bereuten es nicht nach drei Tagen; sie bereuen es nicht nach drei Jahrhunderten. Nachdem sie vergeblich versucht haben, die schon gedruckten Werke des Blutzeugen der Wissenschaft durch ihren „Index verbotener Bücher" zu vernichten, ja das Andenken desselben auszutilgen und seine Existenz in Abrede zu stellen, wie sie alsdann, nachdem es ihnen nicht gelungen, wenigstens versuchten,

seine Hinrichtung zu leugnen, machen sie diese Unthat für immer zu der ihrigen, indem sie sie billigen, auch jetzt noch, — und das Denkmal zu besudeln versuchen, das den Platz entsühnen soll, wo der Scheiterhaufen verglimmte.

Und fürwahr, ein Athener ist auch nicht der deutsche Reichstagsabgeordnete Lieber, der als Wortführer der ultramontanen Partei im Protest gegen dieses Denkmal die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes fordernd, einen Bruno genannt hat — „Schwein und Esel" zugleich.

„Der Tod in einem Jahrhundert macht lebendig für alle übrigen," und „Einst werden alle sehen, was Du, o Nolaner, jetzt allein siehst!" hat Bruno in Helmstädt geschrieben.

Sein Glaube an die sittliche Weltordnung hat sich bewährt. Unser Jahrhundert beginnt ihn zu verstehen, so groß auch noch die Zahl derer sein mag, die jenen Zeus anbeten, von dem Brunos Reformation des Himmels sagt: „Das Steuerruder, welches das Schiff seiner Verwandlungen lenkte, ist so morsch geworden, daß es dem Andrang der Fluten keinen Widerstand mehr leistet, auch fehlt es an genügendem Fahrwasser, seine Segel sind so zerschlitzt und abgenutzt, daß der Wind sie vergeblich zu blähen versucht, die Ruder, welche das Fahrzeug sonst auch wohl gegen widrigen Wind und Sturm

vorwärts brachten, sind jetzt machtlos, und selbst bei spiegelglatter Meeresfläche würde jetzt der Schiffsführer vergeblich sein ‚Backbord', ‚Steuerbord', ‚Rückwärts' und ‚Vorwärts' kommandieren, denn seine Ruderknechte sind sämtlich wie gelähmt."

Damit ist das „Warum" beantwortet, das wir am Eingang der Schrift aufwarfen. Und erst recht deutlich wird die Antwort, wenn wir der erhabenen Feier gedenken, die Rom am ersten Pfingsttage dieses Jahres beging, als seine sämtlichen Straßen und Plätze im Schmucke der Guirlanden und der Farben des geeinigten Italiens prangten, als ein nicht endenwollender Festzug mit neunzehnhundertsiebzig Fahnen und Bannern, mit hundert Musikkorps, sechstausend Deputationen von städtischen Behörden, Universitäten und Vereinen nicht aus Italien allein, sondern aus Deutschland, Frankreich, England, Belgien, Holland, Schweden und Norwegen, Dänemark, Ungarn und Griechenland, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mexiko, vom Tempelplatze aus durch die Via Nazionale sich zum Campo dei fiori in Bewegung setzte, und als abends aus dem Festfeuerwerk auf diesem Platze, in Gegenwart des Königs Umberto der Stern des geeinigten Italiens emporstrahlte.

Und am deutlichsten ist jenes „Warum" beantwortet in der Rede, die der Professor

Bovio gesprochen, als das Denkmal sich dem staunenden Blicken der Masse enthüllte und die schlichte Inschrift des Postaments sichtbar wurde, welche lautet:

IX. Giugno MDCCCLXXXIX
A Bruno
Il Secolo Da Lui Divinato
Qui Dove Il Rogo
Arse.

(9. Juni 1889
Dem Giordano Bruno
das von ihm vorausgeschaute Jahrhundert
hier, wo der Scheiterhaufen
gebrannt hat.)

Darum mögen diese Worte hier zum Schluß ihren Übersetzer finden:

„Diese Enthüllungsfeier sollte vom Volke schweigend begangen werden, wie die feierlichen Akte der Religion, und die wenigen Worte, die das Schweigen unterbrechen, das bislang geherrscht, sollen nur eine Erklärung geben.

„Dem Papsttum bereitet weniger Schmerz der 20. September*) als der 9. Juni: jener Tag war ein Abschluß, dieser ist ein Anfang: damals betrat Italien Rom, das Ende seines Weges;

*) Am 20. September 1870 fiel die weltliche Herrschaft des Papstes mit der Erstürmung Roms durch Garibaldi.

heute weiht Rom ein die Religion des Geiſtes, den Beginn eines neuen Zeitalters.

„Nicht eine intolerante ‚Göttin der Vernunft', betritt Rom, das allen Religionen das Pantheon öffnete, noch kommen neue Idole, um Anbetung zu heiſchen, hier, wo noch lebendig hallt jenes Wort Chriſti: ‚Nach mir werden keine Propheten mehr kommen'.

„Wohl fühlen die Völker, die hier vertreten ſind, daß wie im Jahre 313 in Mailand durch kaiſerliches Dekret die chriſtliche Zeitrechnung eingeführt worden iſt, ſo am heutigen 9. Juni in Rom, mit Übereinſtimmung der freien Nationen, die Zeitrechnung der Religion des freien Geiſtes beginnt.

„Iſt es eine Religion? Und ſind dieſe hier das Jahrhundert und iſt ſo groß die Bedeutung dieſes Orts?

„Wenn in der volkreichſten Stadt Europas von zwei Königinnen*) die eine den Kopf der andern fordert und dieſe ihn laſſen muß in der Hand der andern, ſo ſind es zwei feindſelige Glaubensſätze zweier Offenbarungsreligionen.

„Wenn zwiſchen beiden**) ein italieniſcher

---

*) Anſpielung auf Maria Stuart und Königin Eliſabeth von England.

**) Bruno, als Sekretär des franzöſiſchen Botſchafters Caſtelnau war thätig bei den Interventionsverhandlungen zu Gunſten der Maria Stuart.

Verbannter ſich einer Idee opfert, die in der Menſchlichkeit die Beſtimmung des Menſchen erfüllt ſieht, ſo iſt es die Religion des Geiſtes.

„Hier ward er verbrannt und ſeine Aſche beruhigte das Dogma nicht, hier ſteht er wieder auf und die Religion des Geiſtes fordert keine Rache. Sie fordert die Toleranz aller Lehren, aller Kulte und vor allem den Kultus der Gerechtigkeit; ſtatt der Kirchengebete die Arbeit, ſtatt des bloßen Glaubens die Forſchung, ſtatt der Unterwürfigkeit die Erörterung, ihre Artikel werden die Entdeckungen der Wiſſenſchaft, ihre Konkordate die internationalen Kongreſſe und die Weltausſtellungen der gemeinſamen Arbeit.

„Dieſer Glaube hat keine Propheten, ſondern Denker; ſuchſt Du ſeinen Tempel — es iſt das Univerſum; ſuchſt Du ſein unverletzliches Aſyl — es iſt das Gewiſſen des Menſchen. Er hat ſeine Märtyrer gehabt: von jetzt ab fordert er, daß dem Genius die Anerkennung nicht erſt nach dem Tode werde.

„Rom kann dieſe Erklärung abgeben. Hier hat man tauſende von Religionsbekenntniſſen gefeiert; alle Götter der Erde hatten ihr univerſelles Pantheon hier, wo das univerſelle Recht erſtand und die katholiſche Kirche. Und hier iſt es möglich, das neue Jahrtauſend zu beſtimmen, das an Stelle der Weltmacht eines Menſchen die Weltmacht des menſchlichen Geiſtes ſetzt.

„Und das ist die von Bruno vorausgeschaute Zeit. Noch giebt es, das ist gewiß, viel häßliche Heuchelei, aber gerade ihre Ohnmacht gegen dieses lebendige Erz beweist die Bedeutung dieser denkwürdigen bürgerlichen Feier; diese Ehren hier beweisen, daß sein bestes Teil hier lebendig ist und redet eine Naturphilosophie, die mehr als eine Lehre, die ein Bekenntnis ist.

„In Hinsicht auf den Fortschritt der Ideen und der Bildung hat jedes andere Monument für Fürsten oder Tribunen nur Bedeutung für ein Land oder für einen Teil der Menschheit. Im Angesicht dieses hier gelten Politik, Kunst, Sitten und Sprachen nur als Bruchstücke, verleugnen Systeme und Konfessionen ihre Besonderheit, Nationen ihre Grenzen, und der Mensch fühlt sich nur als Mensch und ganz als Mensch. Kein Laut des Hasses kann von diesem Denkmal ausgehen.

„Das letzte Wort jedes großen Märtyrers ist stets gewesen: ‚Vergieb ihnen!'

„Der Papst, der einen Kranz dem Tasso und den Scheiterhaufen dem Bruno verordnete, kannte weder die Zweifel des ersteren, noch den Glauben des letzteren.

„Auch gegen seinen Nachfolger, der betrübten Auges auf dieses Denkmal schaut, soll kein Wort hier geäußert werden, das den Glanz dieser Stunde verdunkeln könnte. Nicht glück-

lich fühlt ſich jener Greis, ein Opfer — und mehr als Bruno — iſt er ſeines Glaubens, der ihm das Gefühl verkümmert, das in jeder italieniſchen Bruſt wogt für das italieniſche Vaterland. Er empfindet, daß Italien hier feiert und die gebildete Welt, er hört in ſeine bittere Einſamkeit von hier aus die Worte eines getöteten Denkers:

‚Harre aus und ſei überzeugt, o Nolaner, daß ſchließlich alle ſchauen werden, was Du ſchauſt, daß alle Gebildeten von reinem Gefühl und Gewiſſen eine günſtige Meinung von Dir hegen werden . . .‘

‚Überzeuge die Einſicht des unendlichen Alls . . . im Angeſicht deſſen jede Erdengröße ſchwindet . . .‘

„Mit dieſem Ausruf wende ich mich nicht an die, welche abweſend ſind; denn abweſend iſt niemand bei dieſem Wendepunkt der Zeit, und hier ſind gleichermaßen vertreten die Nationen, die Vertreter geſandt haben und die keine geſandt haben. Zugegen ſind hier mit Euch in Gedanken viele, denen Entfernung, Armut oder ein weniger freigeſinntes Regiment zum Hindernis ward; zugegen ſind die, welche die Lehren des Nolaners empfangen haben, und die, welche in verſpäteter Scham leugnen, ihn getötet zu haben; alle die, welche von dieſem Tage ab ein neues Zeitalter rechnen ſind gegenwärtig.

„Im Universum Brunos giebt es keine Exkommunikation und das ganze Menschengeschlecht hat Zutritt zu dieser Gemeinde.

„O Weltstadt Rom, heute versöhnst Du Dich wahrhaft mit dem ‚Worte der Welt', das nicht gesprochen ist vom Dogma, sondern vom einträchtigen Geiste der Völker."

Anhang.

I.

Die Medaillons des Bruno-Denkmals.

Die vier Seiten des Piedestals des Bruno-Denkmals von Ettore Ferrari, welches am Pfingstfeste zu Rom enthüllt worden ist, sind mit je zwei, also insgesamt mit acht Medaillons geschmückt, welche eine gleiche Anzahl von Vorkämpfern der Gewissensfreiheit, teils Vorgängern, teils Nachfolgern Brunos im Wissen, Streben und Leiden darstellen. Von diesen Medaillons haben wir bereits drei, dasjenige des Servetus, des Ramus und Campanella, bei gelegentlicher Erwähnung der auf ihnen dargestellten Persönlichkeiten dem Texte der Biographie eingefügt.

Die fünf anderen, es sind dies John Wiclif, Johannes Huß, Antonio Paleario, Paolo Sarpi und Julius Caesar Vanini, verdienen jeder noch eine kurze Bemerkung.

John Wiclif, der Morgenstern der kirchlichen Reformation, war geboren um 1320 zu Spicswell in England und starb zu Lutterworth in der Grafschaft Leicester am 31. Dezbr.

1384. Er entſtammte einem alten adeligen angelſächſiſchen Geſchlechte; zur Geiſtlichkeit beſtimmt, empfing er ſeine Bildung auf der Univerſität zu Oxford, an der er ſpäter als Profeſſor lehrte. Als der Papſt Urban V. im Jahre 1365

Medaillon des John Wiclif.

durch eine beſondere Bulle für England auch hier die pſeudo-kanoniſche Lehre von dem Vorrang der geiſtlichen Macht auch in weltlichen Dingen und ſeine Oberlehnsherrlichkeit über alle Kronen geltend machte, veröffentlichte er eine Broſchüre: „An das Parlament des Königs“,

welche faſt ſämtliche Ideen der engliſchen Revolution des 16. und ſelbſt einige der franzöſiſchen des 18. Jahrhunderts im Keime enthält. „Das öffentliche Wohl iſt die einzige naturrechtliche Grundlage der Staatsgewalt und die Staatsgewalt hat das unverjährbare Recht und die Pflicht, der geiſtlichen Macht, wenn dieſelbe die ihr verliehenen Güter und Privilegien zum Nachteil des Volkswohles mißbraucht, dieſelben zu entziehen.“

Im Jahre 1378 wurde er von den Biſchöfen von Canterbury und London angeklagt, durch 19 Theſen gegen das katholiſche Dogma zu verſtoßen. Es gelang jedoch nicht, ihn zur Verantwortung zu ziehen, weil der Herzog von Lancaſter, die Königin-Mutter von England und die Bürgerſchaft von London für ihn eintrat. Der König von England ſelbſt (Richard II.) zog ihn, deſſen Weisheit in bürgerlichen und ſtaatlichen Angelegenheiten anerkannt war, häufig zu Rate.

In ſeinen Vorträgen zu Oxford vertrat Wiclif die freie Forſchung der Bibel und verwarf ſchließlich jede Autorität der Päpſte und Konzilien; in einer Petition an das Parlament unter dem Titel „Vier Artikel“ forderte er:

1) Aufhebung der Mönchsorden;
2) Aufhebung der Steuerfreiheit der Geiſtlichkeit und ihres Grundbeſitzes;
3) Aufhebung der geiſtlichen Zehnten und ſämtlicher Stolgebühren;

4) Die Wiederherstellung „des reinen Gotteswort's und der Lehre Christi, insbesondere aber die Erlösung in allen Kirchen des Königreichs."

Ein theologisches Hauptwerk, das er veröffentlichte, betitelt sich Trialogus, Dreigespräch, weil in ihm die Wahrheit, der Irrtum und die Lüge als Unterredner auftreten.

In ihm wird der Papst „der hochmütige und weltlich gesinnte Priester" von Rom (The proud and worldly priest of Rome) genannt.

„Die Kirche", sagt er, „würde allerdings ein Oberhaupt haben müssen, und der Papst verdiente es zu sein, wenn Christus wirklich sein hohes Priestertum auf Petrus übertragen hätte und der Nachfolger Petri ein Mensch wäre vollkommen in Liebe, Demut und arm, wie Christus. Aber ein solcher vollkommener Mensch hat sich seit Christus nicht wieder gefunden und die katholische Kirche ist weit entfernt, das Ideal der christlichen Gemeinschaft der Heiligen zu sein, eine wahre Synagoge des Satans."

Der politischen Freiheit seines Vaterlands und der Gunst seines Königs hatte Wiclif es zu danken, daß er nicht zum Märtyrer solcher Lehren zu werden brauchte und in hohem Alter eines sanften Todes starb. Vergeblich hatte schon Papst Gregor XI. vom König von England die Einleitung eines Inquisitionsprozesses gegen ihn gefordert. Auch Papst Urban VI.

ließ ihm eine Ladung vor das „heilige Ketzeramt“ nach Rom zustellen, der Wiclif selbstverständlich vorzog, nicht zu folgen.*)

Obwohl bei weitem nicht so radikal denkend wie Wiclif, hat doch der Böhme Johannes

Medaillon des Johannes Huß.

Huß, der sich ebenfalls die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern als Lebensaufgabe stellte, sein Streben mit dem Märtyrertode

*) Wiclifs Werke sind gedruckt zu Basel 1525, zu Frankfurt 1753, zu Oxford 1869.

büßen müſſen. Gerade deshalb und, weil er ſeine religiöſen Tendenzen mit dem nationalen Unabhängigkeitsſtreben ſeines czechiſchen Volkes vereinigte, hat ſein Leben nachhaltigere Wirkungen in der Geſchichte verurſacht. Da dieſelben aus der deutſchen Geſchichte hinreichend bekannt ſind, brauchen wir nur kurz daran zu erinnern, wie er wegen ſeiner ketzeriſchen Lehren vom Abendmahl, das er in beiderlei Geſtalt verabreicht wiſſen wollte, wegen ſeines Eiferns gegen den Mönchsorden und die Suprematie des Papſtes unter Zuſicherung freien Geleites durch Kaiſer Sigismund vor das berühmte Konzil zu Koſtnitz geladen und, weil er den Widerruf ſeiner Lehren verweigerte, am 6. Juli 1415 den Tod auf dem Scheiterhaufen mit größtem Heldenmut erlitt.

Als ein altes Weib, um an dieſem heiligen Werke ſeinen Anteil zu haben, einen Scheiter zum Holzſtoß herbeiſchleppte, ſprach er mitleidig lächelnd die berühmten Worte: „Sancta simplicitas!“ „Heilige Einfalt!“

Der deutſche Kaiſer Sigismund hatte kein Bedenken getragen, ſein kaiſerliches Wort freien Geleites zu brechen, weil das Konzil der ehrwürdigen Biſchöfe ihm erklärte: „Sein Wort dürfe dem katholiſchen Glauben nicht zu Nachteil gereichen und, wer den Glauben anfechte, mache ſich jeden Anſpruchs auf Treue und Glauben verluſtig.“

Weniger bekannt dagegen dürften dem deutschen Leser die drei neben Campanella das Piedestal zierenden italienischen Märtyrer sein

Der älteste von ihnen, Antonio della Paglia oder, wie er sich selbst latinisierte, Paleario, war in Veroli bei Rom geboren. Eine Reproduktion seines Medaillons hoffen wir in einer späteren Bruno-Publikation zu bringen. Er war ein Anhänger des religiösen Reformators Ochino zu Venedig, von dem der Kardinal Petrus Bembus an die berühmte Freundin Michel Angelos Vittora Colonna im Jahre 1539 schrieb, daß ganz Venedig ihn buchstäblich anbete. Er schrieb ein damals hochgeschätztes Gedicht „über die Unsterblichkeit der Seele", einen Tractat über „das Werk Jesu Christi des Gekreuzigten" (1537), und eine „Anklage gegen die Päpste" (1542). Jener Tractat, in dem die lutherisch-paulinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben verteidigt, wurde von der Inquisition im Jahre 1543 dem Henker überwiesen.

Darauf aber setzte er seinem Ketzertum die Krone auf durch Veröffentlichung seiner „Verteidigung Luthers und Melanchthons". Er wurde eingekerkert und am 3. oder 7. Juli 1570 zu Rom lebendig verbrannt.

Berühmter noch wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit als dieser Märtyrer, wurde der venetianische Mönch Paolo Sarpi, dem eben-

falls in diesem Jahre fast gleichzeitig mit der Errichtung des Brunodenkmals ein Denkmal zu Venedig errichtet worden ist.

Geboren am 14. August 1552 zu Venedig, ist er, der keineswegs offen mit der katholischen

Medaillon des Paolo Sarpi.

Kirche brach, am 14. Januar 1623 daselbst in einem Kloster, hochverehrt von seinen Mitbürgern, aber gehaßt von der römischen Kurie und den Jesuiten, eines natürlichen Todes gestorben.

Paolo Sarpi wurde im Jahre 1597 Ratsherr der Republik Venedig und verteidigte mit Unerschrockenheit die volle staatliche Souveränität seines Vaterlandes gegenüber den Übergriffen des geistlich-weltlichen Papsttums; in politischen Angelegenheiten wollte er, sonst ein gläubiger Katholik, sich von Rom aus keine Vorschriften geben lassen. Papst Paul V. erließ daher im Jahre 1606 gegen ihn eine Bulle und zitierte ihn vor die römische Inquisition. Anstatt der Ladung zu folgen, veröffentlichte Sarpi eine seine Grundsätze von der Trennung geistlicher und politischer Gewalt rechtfertigende Schrift. Hierauf wurde in Rom eine jesuitische Broschüre gedruckt, welche den Beweis führte, daß nach katholischem Glauben es ein erlaubtes, ja ein verdienstliches Werk sei, sich durch Mord einer Person zu entledigen, die der Papst exkommuniziert hat; und die Folge war, daß Sarpi am 5. Oktober 1607 von fünf Meuchelmördern in seiner Wohnung überfallen und verwundet wurde. Die Republik ließ auf eigene Kosten die berühmtesten Professoren der Medizin von Padua kommen und es gelang diesen, das Leben des Schwerverwundeten zu retten, die Mörder entkamen nach Ferrara, wo sie dann von der Kurie ein Handgeld bekamen.

Ich komme jetzt auf den letzten und vielleicht begabtesten der Männer, welchen die Ehre zuteil geworden ist, das Piedestal des Bruno-Denkmals zu schmücken. Julius Caesar Vanini

war, zu Taurisano im Königreich Neapel geboren, also ein Landsmann Brunos im engsten Sinne. Er studierte zunächst in Rom Philosophie und Theologie und begann dann wie der Nolaner ein unstätes Wanderleben, war

Medaillon des Julius Caesar Vanini.

bald in Amsterdam, Brüssel und Köln, bald in Genf und Lyon, bald in England. Freilich scheint ihm nicht nur der keusche Wahrheitssinn, sondern auch die Sittlichkeit seines großen Vorgängers gefehlt zu haben, neben einem ausge-

prägten Hang zur Sinnlichkeit zeugen seine zahlreichen hinterlassenen Schriften von größter Inkonsequenz. Bald verteidigte er die Kirche und ihre sämtlichen Dogmen, schrieb sogar eine Apologie der Tridentiner Konzils, eine Rechtfertigung des christlichen und mosaischen Gesetzes gegen Physiker, Astronomen und Politiker, ein Amphitheater der göttlichen Vorsehung, um die Atheisten zu bekämpfen, bald wiederum verfocht er einen frivolen Materialismus und Atheismus. Daneben war er von nicht geringer Eitelkeit besessen und kann insofern wohl ein Lucian oder Voltaire des 17. Jahrhunderts genannt werden. Im Gegensatz zu Bruno verehrte er übrigens, wie es scheint, Aristoteles als den größten Philosophen.

Charakteristisch ist für ihn folgende Stelle aus dem „Amphitheater der göttlichen Vorsehung."

„Julius Cäsar: Ich verehre den Aristoteles wie ein heiliges Wesen und darf ihm kaum die Schuhriemen auflösen. — Alexander: Im Gegenteil, Du nimmst die erste Stelle ein. — Ich will es nicht machen wie Thomas Morus, der einst dem Erasmus zurief: Entweder bist Du der Teufel oder Erasmus! Ich will vielmehr von Deiner Weisheit sagen: Du bist entweder ein Gott oder Vanini. — Julius Cäsar: Der bin ich."*) Auf keinen Fall indes hat er das

*) Nach Moritz Carrière, Philosoph. Weltanschauung der Reformationszeit. p. 500.

grauſige Ende verdient, welches ihm zwar nicht die Inquiſition ſelber, wohl aber das katholiſche Parlament zu Toulouſe bereitete, und er ſcheint dasſelbe, wenn man nicht abweichenden Berichten Glauben ſchenkt, als ein wahrer Märtyrer beſtanden zu haben. Er ward im Jahre 1615 zu Toulouſe als „Atheiſt und Gotteslästerer“ verhaftet und angeklagt. Über ſein Ende erzählt der Hiſtoriker Gramond: „Vanini ward zum Verhör geführt und, als er auf der Anklagebank ſaß, gefragt, was er von Gott halte. Da bemerkte er einen Strohhalm auf der Erde liegen, hob ihn auf und zeigte ihn den Richtern. „Dieſer Strohhalm“, ſagte er, „nötigt an Gott zu glauben; das Korn wird in die Erde geſenkt, ſcheint zu ſterben und verweſet; aber dann wird es weiß, es grünt und ſprießt aus der Erde hervor, es wächſt unmerklich, es nährt ſich von Morgentau, ſtärkt ſich durch den Regen des Himmels, es waffnet ſeine Ähre mit Spitzen, es rundet ſich und hebt ſich in Geſtalt einer Röhre, es hat Blätter und wird dann gelb, neigt das Haupt, wird matt und ſtirbt. Man driſcht die Ähre, trennt das Korn vom Stroh und jenes dient zur Nahrung für Menſchen, dieſes für Tiere. Wenn die Natur dies Korn hervorbrachte, wer iſt der Urheber von dem, welches ihm zunächſt vorherging und ſo weiter? man muß endlich auf ein erſtes Korn kommen, das notwendig geſchaffen ſein muß, weil es kein anderes Prinzip ſeiner Erzeugung finden konnte“.

Dieſe geſchickte Verteidigung ſcheint ihm wenig genützt zu haben. Am 9. Februar 1619 wurde er durch das Parlament zu Toulouſe verurteilt, „in einer Wanne nach der Stephanskirche geſchleift zu werden und dort bis aufs Hemd entkleidet, eine brennende Fackel in den Händen, einen Strick um den Hals, vor dem großen Thor der Kirche niederzuknieen, dann auf den Platz Salin geführt zu werden, wo er auf einen Pfahl geſetzt, die Zunge ihm abgeſchnitten, er erdroſſelt und ſein Leib verbrannt werden ſoll.“

Eine Zeitung aus jenen Tagen (Mercure de France) meldet: „Vanini ſtarb mit ebenſoviel Standhaftigkeit, Geduld und Willenskraft, wie irgend jemand. Als man ihn zum letzten Gang abholte, ſagte er auf Italieniſch: ‚Gehen wir heiter zum Tode als Philoſoph‘.“

Nach dem Protokoll des Stadtrats wies er das Cruzifix zurück und achtete den Tod für einen Befreier aus allen ſeinen Leiden.

Vanini hatte mit Bruno und den alten in ſeiner Heimat, dem antiken Großgriechenland, geborenen Philoſophen, einem Archytas, Empedocles und Lucretius gemein, daß er zugleich ein Dichter und Denker war.

Die folgende, von Moritz Carrière, a. a. O. S. 517 meiſterhaft überſetzte Ode mag als Probe ſeiner Begabung dieſen Anhang ſchließen.

Beſeelt von Gottes heiligem Lebenshauch
Reißt mir der Wille mächtig den Geiſt empor,
Daß er auf unbetretenen Bahnen
Kühn mit dädaliſchen Schwingen fliege.

Das unausſprechlich Große, das Himmliſche
Zu faſſen wage, Gottes erhabenes Sein,
Daß er das End- und Anfangloſe
Faß' in dem Ringe des kleinen Liedes.

Urquell und Ende jeglichen Dinges iſt,
Urquell und Schöpfer ewig Er ſeiner ſelbſt,
Sein End' und Anfang, aber nimmer
Endigend, nimmer zuerſt beginnend.

Er überall ganz, ruhend in jedem Ort
Zu allen Zeiten, in die Lebendigen
Rings eingegoſſen, allbelebend,
Doch ungeteilet in jedem Teile.

Er füllt die Welt, doch nimmer umfaßt ein Ort
Mit ſeinen Grenzen irgend umſchließend ihn,
Vom Aufgang bis zum Niedergange
Kreiſet er frei in dem Raum, dem ganzen.

Sein Will' iſt Allmacht; was er gebeut, es ſteht
Ein unzerbrüchlich Werk auf der Stelle da;
Und ſeine Größ' iſt unermeßlich,
Iſt unergründlich wie ſeine Güte.

Er ſpricht: Es werde! Siehe, da iſt's geſchehn,
Und faſt den Worten eilet die That voraus;
Als er geſprochen, hat mit ſeinem
Wort er die Welt aus dem Nichts geſchaffen.

Das All durchſchauend blickt er auf jegliches,
Eins in ihm ſelber, alles iſt er allein,
Was iſt, was ſein wird, was geweſen,
Hat er in einiger ewger Dauer.

Voll von ihm ſelber füllt er ein Jegliches,
Bleibt ſtets derſelbe, ſchützet ein Jegliches,
Er trägt es, hält es und beweget,
Lenket es wohl mit dem Wink der Augen.

O zu Dir fleh' ich! Schaue mich gnädig an!
Mit diamantener Kette verknüpfe mich
Und Dich! Ja dies allein verleiht mir
Himmliſche Wonne des ſeligen Lebens.

Wer Dir verbunden feſter und feſter ſtets
Dem Einen anhängt, alles beſitzet er.
Dich hat er, der als aller Schätze
Nimmer verſiegende Quelle ſchäumet.

Du fehleſt keinem, welcher nur Dein bedarf,
Freiwillig beutſt Du jedem ein Jegliches.
Du giebſt Dich ſelber hin, o Vater,
Alles für alle zu ſein in Liebe.

Des Arbeitſamen immer geſtählte Kraft,
Der ſichre Hafen jeglicher Meeresfahrt,
Der klare Born lebend'gen Waſſers,
Dran ſich ein menſchliches Herz erquicke!

Du unſrer Seelen Ruh und Zufriedenheit,
Du ſüßer Frieden, liebliche Stille Du,
Du aller Dinge Maß und Regel,
Ordnend umfaſſende liebe Form Du!

Gewicht und Zahl und Maß und der prangende,
An Ehren reiche Schmuck und der Liebe Glück,
Du Sehen, Leben, Himmelswonne,
Die mit Ambroſia labt und Nektar!

Der tiefen Weisheit biſt Du der wahre Quell,
Du wahres Licht, ehrwürdiges Weltgeſetz,
Der Geiſt des Alls, der immer wache,
Sicheres Hoffen und Weg und Wahrheit!

Es ist schwer zu glauben, daß der Dichter dieser Verse, mag er auch manches skeptische und selbst frivole Wort geschrieben haben, von Herzen Atheist gewesen sei.

Die Trostrede

des Jordanus Brunus, des Italieners,

gehalten an der berühmten und glänzenden Academia Julia, beim Schluß der Leichenfeierlichkeiten nach dem Hinscheiden des durchlauchtigsten und großmächtigsten Fürsten Julius, Herzogs zu Braunschweig-Lüneburg u. s. w., am 1. Juli 1589 zu Helmstädt.

Gedruckt bei Jacob Lucius.*)

Dies beim Beginn, ehrwürdigster und hochverehrtester Herr Prorector, in allen Tugenden und Wissenschaften ausgezeichnete Doktoren und Professoren, Mitglieder des erhabenen Senats, und Du edelster und hochgebildeter Hörerkreis der Studierenden, dies erfüllt mich beim Beginn mit größter Befangenheit und Ängstlichkeit, daß ich fürchten muß, mancher, der meinen freien und schlichten Sinn nicht kennt, und ihn auf eine zu empfindliche und leichte Wagschale des Urteils legt, werde es zu meinen Ungunsten deuten, daß ich, ein Fremder, Unbekannter, und dessen Hauptzweck, bei Euch zu weilen, das Verborgensein ist, so ganz aus eigenem Antriebe,

*) Übersetzt von Dr. jur. Ludwig Kuhlenbeck.

von keinem (wie es ſcheint) gebeten oder aufgefordert, mich in Eure Trauer einmiſche, und uneingeladen zu Eurem tragiſchen Feſtkommers herzudränge. Wollet es, bitte, nicht als Zeichen von Dreiſtigkeit und Kühnheit aufnehmen, wenn nach ſo vielen vorzüglichen Rednern, nach dieſen, wenn auch noch ſo trauervollen, doch ſo harmoniſchen und wohlklingenden Akkorden, gleichſam wie einer, der Kolophonium aufſtreicht, ich mit meiner ungeſchickten und ungefügen Redeweiſe zarteren Ohren und feinerem Geſchmack läſtig falle. Nachdem wir von ſolchen Strömen lateiniſcher und deutſcher Beredſamkeit gekoſtet, nachdem Ihr das kräftige Rauſchen des Goldſtromes ihrer Geiſtesfülle vernommen, der ſeine Quellen in Gemütern hat, die ich für Sitze der Chariten erachten möchte, da hätte aus Italien geradezu ein Tullius wieder auferſtehen ſollen, um (berufen oder unberufen) bei ſolcher Trauerfeierlichkeit als Redner ſich zu beteiligen, wie bei einer Totenfeier der Väter der Redekunſt in Italien, Griechenland und Ägypten; — und nun ſeht Ihr auf dieſer Akademie mich, einem dem Studium der ſchönen Rede völlig fern ſtehenden Mann auftreten, hört ihn ſtammeln in dieſer ungeglätteten rauhen Diktion, mich, den Ihr zu fragen ſcheint: „Wo kommſt Du her? Was kannſt Du neues bringen? Was iſt Deine Rolle? Wollt Ihr deſſen Entſchuldigung, Anlaß, Anfang und Endzweck vernehmen, ſo bitte ich um Euer Gehör.

Um auf meinen Gegenstand selbst zu kommen, hochverehrte Zuhörer, so glaube ich es keinem blinden Zufall, sondern der Vorsehung selbst zuschreiben zu müssen, daß mich, ich weiß nicht welcher Windstoß des Schicksals in diese Gegend gerade in diesen Tagen verschlagen hat, auf daß ich den letzten Ehren Eures berühmten durchlauchten und großmächtigen Herzogs beiwohnen solle. Gesehen hab' ich sämtliche Stände der bürgerlichen Gesellschaft in Trauergewändern, betrübten Antlitzes, feierlichen Schrittes, gebeugt von allen Anzeichen wahrer Herzenstrauer, Fürsten, Grafen, Barone, Adlige, Ritter, Senatoren, Bürger und Bauern. Sodann sämtliche Künste, Wissenschaften und Tugenden, die Religion, das göttliche Recht, die Theologie, das bürgerliche Recht, die Medizin, die Poesie und die Kunst der Rede, und alles andere, was zur Geistesbildung und Vervollkommnung des menschlichen Verkehrs für nützlich und erforderlich gilt: sie alle hatte ja ihr gemeinsamer und jeder einzelnen besonderer Schöpfer, Ernährer, Förderer und Verteidiger, dieser in ganz Europa, dem gebildetesten Teil der Erde, rühmlichst genannte Herzog Julius durch sein Hinscheiden gen Himmel seiner geliebten und ersehnten Gegenwart beraubt und als Witwen zurückgelassen. Hier habe ich nichts dem menschlichen Wesen Fremdes sehen oder hören können. Vielmehr mit Bewunderung habe ich dieses Volkes erstaunliche und über allen Glauben der Aus-

länder hervorragende Verehrung und gehorsame Liebe für seinen angestammten Herrn und Fürsten bemerkt; eine Treue, deren Grund ich nicht nur in den Vorbildern des klassischen Altertums, sondern auch geradezu durch göttliche Heiligung der Religion nach der Lehre der gelehrtesten Theologen und Historiker in beiden Testamenten der heiligen Schrift gelegt weiß. Bewunderung hat mich ergriffen, wie so trefflich alle, jedweder in sorgfältigster Erfüllung seiner Amts- und Standespflicht nach seinem Vermögen und Können, sich benahmen. Da hat es, — ich weiß nicht, ob es meine eigenen Gedanken waren oder irgend ein fremder Geist, — mir ins innere Ohr geflüstert: „Siehst Du nicht, italienischer Ankömmling, wie aus der Gesamtheit derer, um die sich dieser beste aller Fürsten verdient gemacht hat, jeder nach seinem Anteil an dieser seiner Totenfeier, seinen letzten Ehren, seinem Gefühl den möglichst besten Ausdruck zu leihen versucht? Was träumst Du? Was zögerst Du? Was starrst Du? Was säumst Du, Deine eigene Lage zu bedenken und Dir einzugestehen, daß Du ihm nicht weniger als irgend ein anderer diese letzten Ehren schuldig bist, daß solches gewiß auch von den Vornehmsten seiner Getreuen aus gerechter Ursache erwartet wird, daß auch Du darbringen mußt, was Du von anderen dargebracht siehst? Ich bin ein Fremdling (sagst Du) und ein Ausländer. Wie so, Nolaner? Gerade aus diesem

Grunde verlangt man hier ein Wort von Dir, weil Du ein Fremder biſt und zu keinem Stande gehörſt, keinen Teil des Ganzen bildeſt. Oder weißt Du nicht, daß unter allen Tugenden des hohen Fürſten gerade ſein Edelmut und ſeine übermenſchliche Menſchlichkeit hervorſtrahlte, daß er es verfügt, verordnet und geheiligt hat, daß auf der Juliſchen Akademie niemand, wer immer irgend eine Wiſſenſchaft betreibt, wer immer dem Dienſte der Muſen ſich weiht, mit wem immer ein ehrenhafter Verkehr möglich iſt, als Fremdling und Ausländer gelten, ja auch nur ſich als ſolcher fühlen ſoll? Oder hat er nicht mit all ſeiner Autorität dafür geſorgt, daß jegliche gute und ſchöne Kunſt und Wiſſenſchaft, die dem Menſchengeſchlecht förderlich ſein kann oder eine Stufe zur Erkenntnis und Verehrung Gottes bildet oder auch nur nicht damit in Widerſpruch ſteht, an dieſem Ort ſich als heimiſch, als Bürgerin, ja als zur Familie gehörig erkennen ſoll, daß hier nichts anderes für fremd angeſehen werden ſoll, als was er auch von hier verfehmt und geächtet wiſſen wollte, als ſchimpfliche Unwiſſenheit, rohe Barbarei, cyklopiſche Ungaſtlichkeit? Und Gott gebe, daß dieſer ſein Wunſch für alle Zeiten hier geachtet werde, daß hier nimmer gothiſche Wildheit ſtatt deutſchen Ernſtes und das Scheinbild gaffender Ignoranz unter der Maske der Gelahrtheit feil geboten werde! Ruf Dir's ins Gedächtnis, o Italiener, daß Du aus ehren-

vollen Gründen und wegen Deiner Liebe zur Wahrheit aus Deinem Vaterlande verbannt, hier ein Bürgerrecht gefunden! Dort dem gierigen Rachen des römischen Wolfes ausgesetzt, hier in sicherer Freiheit wohnst! Dort zu dem abergläubischen und unsinnigsten Kultus gezwungen, hier zu gereinigter Gottesverehrung ermahnt wirst! Dort durch die Grausamkeit der Tyrannen dem Tode geweiht, hier unter des besten Fürsten Huld und Gerechtigkeit leben kannst, ja sogar, soweit Du Dich dafür empfänglich erweisest, mit Ämtern und Ehren, nach seinen persönlichen Wünschen und Absichten überhäuft wirst! Denn die Musen, ob sie gleich mit Fug und Recht frei sein sollten nach der Ordnung der Natur, dem Völkerecht und den bürgerlichen Gesetzen, werden dennoch in Italien und Spanien von niederträchtigen Priestern mit Füßen getreten, müssen in Frankreich die äußersten Gefahren des Bürgerkrieges bestehen, werden in Belgien von ruhelosen Wirren gestört und in vielen Gegenden Deutschlands höchst traurig vernachlässigt: hier aber werden sie beschirmt und erhoben, atmen und gedeihen frisch und lebendig nach dem Wunsche des Landesherrn. Ihm also, als Deinem eigenen wahren Fürsten, Deinem Gönner und Beschützer bist Du zur Ehrenbezeugung verpflichtet! Ihm, unter dessen Szepter Du nicht als Verbannter, nicht als Knecht, nicht gepeinigt und geängstet vom Stachel höllischen Schreckens, sondern ein

freier Bürger der Wissenschaft in Frieden lebst! Wohlan denn, erfülle mit warmem Herzen und größter Sorgfalt die Ehrenpflicht, die Dir obliegt: denn bei Gefahr des schwersten und schändlichsten Makels, des Verdachts der Undankbarkeit, falls Du es unterließest, erheischen von Dir, dem Fremden, die fremden Musen, daß Du in ihrer aller Namen, bei dieser Totenfeier ihres geliebtesten Fürsten, wenn nicht soviel Du ihnen und ihm selber schuldest, so doch wenigstens, so viel Du vermagst, zu seiner Verherrlichung beiträgst! Denn darüber kannst Du Dich beruhigen, wie auch immer Du Deiner Pflicht Dich entledigst, wenn Du es nur mit ganzem Herzen thust, Dein Versuch wird huldvoll entgegengenommen werden vom unsterblichen und verklärten Geiste dieses hochsinnigen Fürsten, wenn er von da droben herabschaut und gewahrt, daß sein Wunsch, seine Verordnung und sein Vermächtnis mit dem gleichen Wohlwollen von den Ausländern angenommen wird, mit dem seine Hochherzigkeit es ihnen und allen anderen gewährt und verliehen hat!

Hieraus, hochgelehrte Zuhörer, mögt Ihr schließen, weshalb ich nicht bloß von innerem Gefühl bewegt und angeregt, sondern geradezu moralisch gezwungen als Fremdling für mein Teil den Ausdruck meiner Verehrung, nicht zwar als einen berechtigten Anteil, wohl aber als einen von auswärts hinzukommenden Beitrag darzubringen wage.

Da dieſe Notwendigkeit mich treibt und mein beſcheidenes und ungebildetes Redetalent zum Worte drängt, wenn ich da nach ſo vielen glänzenden Rednern und Predigern noch meine, mit dem Ausdruck ſchwer ringende Rede von geringer Bildung und ſchwerfälligem Gedankengang vernehmen laſſe, möge ſie, ich bitte, verehrte Zuhörer, Euch keinen Ueberdruß verurſachen, und vor allem wollet mir's nicht als Keckheit und Dreiſtigkeit, nicht als Selbſtüberſchätzung und Eitelkeit zurechnen! Denn ſo ſehr bin ich der Thorheit doch nicht verfallen, daß ich mich ſelbſt über die Wahrheit täuſchen könnte, hier nicht nur nichts Beſſeres mehr, ſondern auch nicht einmal Gleiches oder Ähnliches darbringen zu können im Verhältnis zu Euren ſo glänzend rein und erhaben trauernden Muſen, und daher mag ich es nicht wagen, meine geringen Worte als würdige Genoſſen jener glanzvollen Vorträge zu bezeichnen.

Allein Ihr könnt auch hier ſchon ſehen, daß zum Begräbnis dieſes herrlichen Daphnis, wie einſt zu jenem, von dem der Poet von Mantua [1]) ſpricht, tardi venerunt bubulci.[2]) Nachdem alſo ihre Förmlichkeiten, Zeremonieen und Akte der letzten Pietät an den Tag gelegt haben die Wagen des Zeus, die Genien der Juno, des Phoebus Fackeln, der Pallas Muſen,

---

[1]) Virgil.
[2]) Zuletzt kamen auch die Rinderhirten.

die Grazien des beredten Merkur, kurz alle himmlischen Gottheiten: gestattet nunmehr, bitt, ich, gestattet auch den Zutritt den einzeln und bescheiden aus Bergen, Wäldern, Wüsteneien und Gefilden gekommenen zottigen Faunen, Waldgöttern und Satyren, die mit was auch immer für Idiomen und Aussprachen, doch sicherlich aufrichtigen Herzens ihr Gefühl ausdrücken und sich an der Feier, wenn nicht angemessen ihrer Majestät und Würde, so doch nach Maßgabe ihrer Pflicht und Dankbarkeit beteiligen zu müssen beteuern. Hat doch nicht dem Himmel allein, sondern auch der Allmutter Erde, nicht den oberen Göttern nur, sondern auch allen heiligen und guten Genien und Heroen, nicht den Eingebornen, nicht Bürgern und Städtern nur, sondern auch Ausländern, Fremden und Barbaren der weitstrahlende Glanz des erlauchten Julius geleuchtet. Ich also, der ich die Musen liebe, wie nur Einer, um derentwillen ich Heimat, Vaterhaus, Vermögen und Ehren, und was immer sonst für liebenswert und ersehnbar gilt, verachtet, verlassen, verloren habe, könnte jetzt nicht als ihr aufrichtiger Liebhaber reinen Herzens bestehen, wollt' ich nicht unserm erleuchteten Fürsten, ihrem Patron, Schutzherrn und Vormund meine letzte Huldigung darbringen.

Mögen sie also den Fremdling nicht im Stich lassen, nachdem sie die vaterländischen Ehren vollendet haben. Wenn sie bei himm-

liſchen und ſternenhohen Opfern zugegen waren, mögen ſie jetzt auch anweſend ſein bei ländlichen und bäuriſchen. Denn Große und Kleine ſchuf der Herr und von allen nach ihrem Vermögen nimmt er die Zehnten ſeiner Ehre und Anbetung entgegen. So ſind wir in nächtlichem Aufzuge, zu ungewöhnlicher Zeit erſchienen, wir Satyre, Faunen und Silvanen, obwohl wir keine Thränen mehr ergießen wollen auf dieſes erhabene Grab. Denn wenn Dein Grabhügel noch Thränen forderte und Deine heilige Aſche, o beſter aller Fürſten, noch immer dürſtete nach ihrem Tau, ſie können Dir nicht mangeln, und zwar nicht erheuchelte und erpreßte, ſchauſpieleriſche, womit man die Leichname der Tyrannen zu waſchen verſucht: ſondern ſchier ausgebrannt vom Feuer heiligſter Sohnesliebe ſpenden ſie Dir allzureichlich die Augen Deines Erſtgebornen und Nachfolgers, des Erlauchten Herzogs Heinrich Julius und Deiner übrigen Kinder, Deiner heldenhaften Gemahlin, Thränen ſpenden Dir Deine Blutsverwandten und die verſchwägerten Fürſten und Herren, Dein vornehmer Hof, Deine Beamten, Dein ganzes Volk, ja Thränen ſpendet Dir der Himmel ſelbſt, der ſeit dem Tage, da Du Deine Seele Gott empfahlſt und Dich zu den großen unſterblichen Helden geſelleſt, bis zu dieſer letzten Stunde der Trauerfeier ſeine Thränen mit denen Deines Volkes vermiſcht; — denn was beim ewigen Gott ſollen wir halten von den gerade

an jenem Tage ausgebrochenen ganz unzeitigen und außerordentlichen Stürmen und Gewittern, wenn es nicht Seufzer und Thränen sind, durch die jeder Tag ohne Unterlaß seitdem diese Landestrauer begleitet?

So denn sind wir vielmehr, wir ländlichen Gottheiten, um, wenn wir es können, ein Ende den Thränenfluten zu machen, ohne Thränen zugegen und spenden Sabäas Wohlgerüche und Weiherauch auf Deinen erhabenen Grabhügel; streun Blumen, Rosen, Veilchen und Blätter, duftige Gaben der Mutter Natur; denn gewohnt und genehm sind solche den Gräbern.

Unsere Flur- und Gebirgs-Göttinnen, die Nymphen, Najaden, Dryaden, Hamadryaden und Napeen*) gaben sie uns mit für Dich als Zeichen ihrer Liebe und Verehrung, so lange ihnen selbst, da sie das Gedränge der Menge scheuen, noch nicht verstattet sei, verstohlen und einsam, bei passender Zeit Deiner Ruhestätte zu nahen, um diesen Gaben zur Schmückung Deines Hügels die von ihnen gewundenen Kränze und Guirlanden nachzufügen, die sie gewunden haben — nicht aus traurigen Taxus- und Cypressenzweigen; — denn solche, meinen sie, schicken sich weniger für einen unsterblichen Helden, von dem wir nicht glauben dürfen, daß er geendet, sondern, daß er nur von uns gegangen,

*) Nymphen der Gebirgsthäler.

daß er heimgegangen ist; — aber Kränze und Kronen aus blühendem Rosmarin, Myrten, Epheu, Pappellaub, Palmen, Oliven und Lorbeeren, den Sinnbildern der Klugheit, Weisheit, Treue, Geduld, des Sieges, des Friedens und Triumphes.

Sodann aber sollen wir Euch in ihrem Namen bedeuten, daß sie zwar die Thränen, die Ihr bislang, vom Gefühl überwältigt, vergossen habt, nicht mißbilligen können, da ja der Himmel selbst Euch mitfühlender Genosse dieses Leides und somit Euer Rechtfertiger gewesen ist. Indessen sollen doch die Thränen keiner unbegründeten Verzweiflung und keines allzu maßlosen Kummers Ausdruck sein; und daß ja nicht weise Männer durch Auge und Blick Anzeichen einer übermäßigen und gegen das Gesetz des Maßhaltens verstoßenden Trauer geben, wollen sie es allen ans Herz gelegt wissen, daß wir nach Beendigung dieser Feierlichkeit in frommen und dankbaren Gedanken unseres erlauchten Herzogs Julius sämtlich wieder ruhigen Gemüts an unser Tagewerk gehen sollen. Keine Pforte darf maßloser Trauer offen stehen, das Auge der Weisheit würde es übel bemerken; nach vollbrachtem Totendienst darf keine Klage mehr laut werden. Denn solche könnte man nur auf eine von drei Ursachen zurückführen, entweder auf die Person des erhabenen Herzogs Julius, oder auf den Verlust, den das liebe Vaterland mit ihm er-

litten, oder endlich, o Akademia Julia, auf Deinen Verluſt.

Aber, o gelehrte und verſtändige Zuhörer, wie könnten wir die erſte dieſer Urſachen zulaſſen, nachdem unſer beſter Fürſt mit Gottes Segen und des Himmels Gunſt alles vollendet hat und nun nach vollbrachtem Tagewerk entſchwebt iſt den Händen des Schickſals und der Gewalt der Parzen? aus dieſem Thal der Thränen zu jenem Berge der Seligkeit? aus dieſem hölliſchen Egypten zu jenem himmliſchen Jeruſalem? aus dieſem dunklen Abgrund der Finſternis zu jener Fülle unzugänglichen Lichtes! aus dieſem Strom des Jammers zu jenen Flüſſen unermeßlichen Troſtes! aus dem Kerker der Zeitlichkeit in den weiten Schoß der Ewigkeit! aus dieſem Reich des Wechſels und plötzlichen Falles zu jenem ewigen Reich, zu deſſen Erben ihn Allvater beſtimmt hat!

Nachdem Ihr alſo wegen ſeines Hinſcheidens die ſchuldigen Thränen vergoſſen habt; (denn ſolche geſtattet und gebietet das natürliche Geſetz des menſchlichen Blutes) darf kein Raum weiterem Kummer gegeben werden. Denn wer dürfte mit Fug und Recht einen Vater, Freund oder Bruder beklagen, wenn ſolcher nach Beendigung dieſer gefahrvollen Meerfahrt des Lebens, begleitet

von seinen Werken und willkommen der Gnade, mit der Krone und Palme des Überwinders eingelaufen ist in den Hafen des Heils und der ewigen Ruh?

Laßt uns denn nun, was an zweiter Stelle als möglich vorausgesetzt wird, eingehender erwägen, ob wir des gesamten Volkes wegen, das unter seinem Regiment sich so wohl fühlte, Ursache zur Betrübnis über sein Hinscheiden haben. Hat denn nicht dieser beste und fürsorglichste aller Herrscher auch darauf sein ganzes Bestreben gerichtet, daß seinen Unterthanen sogar durch dieses als notwendig vorausgeschaute Ereignis kein Schaden erstände? Steht es nicht fest, ist es nicht unbestreitbar, daß er, der sie längst aus tausend Kümmerlichkeiten, in die früherer Zeiten Bosheit, Neid und Schicksalsschläge sie gebracht hatten, erlöst hat, ihre Interessen bis zum letzten Augenblick gefördert und sie zu dieser Höhe des Wohlstandes gebracht und darauf erhalten hat, nicht minder auch dafür gesorgt hat, daß sie mit größtem Vertrauen blicken auf seinen Thronfolger, Seine Hoheit Heinrich Julius, der mit Tapferkeit, Geistes-Klarheit und -Bildung nicht minder als mit Herzensgüte ausgestattet, durchaus würdig erscheint, ein Vater des Vaterlandes zu sein, nachdem er in der Verwaltung des Episkopats von Halberstadt und des Rektorats dieser Akademie und anderer Ämter sich als Jüngling bereits das Lob und die Anerkennung aller

erworben hat; gewiß wird er jetzt in gesetztem Alter mit seiner größeren Macht und Aufgabe noch zunehmen und wachsen an Ansehen, Glanz und Verdienst. Ja, das wahrste Ziel des Herzogs Julius werdet Ihr darin erkennen, daß man erst nach mehreren Jahrhunderten seine Wirksamkeit ganz und richtig sollte würdigen können. Zum Heil und Segen seines Volkes hat er die größte Sorgfalt auf die Erziehung seiner Kinder verwendet. Ich brauche darauf vor Euch nicht weiter einzugehen; dies eine aber wird mir keine noch so lange Zeit aus dem Gedächtnis tilgen, wie zwei seiner Söhne hier Eurem Unterricht und Eurer Erziehung anvertraut, zu bestimmten Zeiten den strengsten Prüfungen unterworfen, von allen Festlichkeiten, Gelagen und Kneipen durchaus fern gehalten wurden, wie man sie niemals dem mordsüchtigen Vergnügen der Hasen- oder Hirschjagten fröhnen, sondern stets wie ein Zweigespann mit größter Pünktlichkeit nur zu wissenschaftlichen oder kirchlichen Vorträgen erscheinen sah. Und vor allem ist das würdig, der Geschichte anvertraut zu werden, wie so prächtig, lebendig und (im Verhältnis zu ihrem Alter) gelehrt sie bei der Disputation über die unter Leitung des großen Juristen Borchholte aufgestellten Thesen mit schwerwiegenden Argumenten opponierten. Guter Gott, wogte mir damals der Busen in vielfacher Erregung! Was hätte ich darum gegeben, daß bei diesem

Schauspiel und Vorbild alle Herrscher und alle Herrscherſöhne Europas zugegen geweſen wären! O wie hätten ſelbſt die älteſten derſelben ſich ſchämen dürfen, aus Unwiſſenheit ſchweigen und ihr ganzes Genie durch Zuhören bethätigen zu müſſen, über Gegenſtände, über welche dieſe zarten Jünglinge Beſcheid wußten, reden konnten und ſich Gehör zu verſchaffen vermochten! Da hätten ſie lernen können, daß es keineswegs immer, ja daß es nicht einmal zu dieſer Zeit überall für einen gemeinſamen Vorzug des Fürſtentums und der Herrſcherwürde gegolten hat und gilt, nur mit fremden Verſtandesgaben, Urteilskräften und Zungen zu wiſſen, zu raten und zu reden!

Wir alle wiſſen, daß die vortrefflichen Anlagen Sr. Hoheit des durchlauchtigſten Herzogs Heinrich Julius mit ganz derſelben Strenge, mit ganz demſelben Fleiße ausgebildet worden ſind, daß hochderſelbe ſchon in frühreifem Alter die höchſte Stufe in allen Wiſſenſchaften, Sprachen und Tugenden, die einem guten Fürſten und Herrſcher unentbehrlich ſind, erlangt hat. Warum denn alſo, wenn Ihr des Geiſtes Blick nach oben richtet, ſollte um des Volkes Zukunft willen Betrübnis platz greifen? Seht Ihr nicht, wie von dort ſein unter die Helden geſellter ſeliger Geiſt zur Erde herabſchaut und einerſeits mit Wohlgefallen ſowohl dieſe vom durchlauchtigſten Herzog Heinrich Julius zum Zeichen kindlicher Liebe und Dank-

barkeit angeordnete großartige Trauerfeier als auch deſſen, bei den meiſten Herrſchern ſo ſchmerzlich vermißten Vorzüge des Geiſtes und Körpers wie geſchaffen zur ſegensreichſten Regierung des Volkes, andrerſeits aber ſein Land und Volk in ſchönſtem Frieden, geläuterter Gottesverehrung, Gerechtigkeit, Wohlwollen und Dankbarkeit mit den ſtärkſten Banden der Treue an denſelben gefeſſelt erkennt?

Ob endlich Du Deiner ſelbſt wegen betrübt ſein darfſt, und wie Deine eigene Stimmung gegen Deinen dahin geſchiedenen erhabenen Gründer ſein muß, das, o alma mater Julia, will ich nicht mit meinen eigenen Worten darſtellen. Nein, wiſſe, daß der ſelige Geiſt des hohen Verblichenen unter uns gegenwärtig iſt und an unſerer Herzenspforte pocht und mit derſelben Stimme, denſelben liebevollen Mienen, mit denen er ſo oft zu Dir geſprochen, die Worte ſpricht, die gleich über meine Lippen kommen:

„Jener Julius Cäſar, deſſen hohe Machtſtufe ich freilich nicht erreichen konnte; — (denn gegen meine Natur wär' es geweſen, durch Umſturz und eine das Vaterland zerfleiſchende Revolution mir eine grauſame Tyrannei zu erringen) — iſt mir ein Vorbild geweſen in ſeiner Geiſtesgröße und in ſeinen Tugenden; ſein beſſeres Teil hab ich nachzuahmen, ja, ſoweit väterliches Blut und heimiſcher Brauch es mir verſtattete, zu überbieten geſucht; ihn, deſſen Namen ich trage und dem ich ebenbürtig bin durch ruhmreiche

Ahnen, — die Götter, die nach dem Erfolge nicht urteilen, werden vielleicht erkennen, daß ich ihn ganz erreicht, ja, daß ich mehr geleistet habe. Denn „der hat gar nichts verfehlt, der alles gewirkt, was er konnte.“ Als jener einst zu Alexandria nicht ohne besondere Gotteshuld kraft eigener Energie und Geistesgegenwart in höchster Lebensgefahr, ja in letzter Not und Verzweiflung sich aus Feindes Gewalt retten mußte, da dachte er nicht so sehr an sich selbst als an seine Musen, seine Bücher.

Feindliche Truppen erstürmen den Deich, woselbst nun der Feldherr
Roms umzingelt sich sieht von grausiger Tücke und Kriegslist;
Denn auf der Meerflut naht das Geschwader der feindlichen Flotte,
Aber den Deich erstürmt schon das Landheer, — wo noch ein Ausweg?
Völlig verbaut scheint Flucht, ja selber des Tapferen letzte Zuflucht, der Tod, ist verwehrt; denn waffenlos kann er ihn nimmer,
Wünscht er ruhmvoll zu enden, von feindlichen Händen erkaufen,
Die ihn lebendig zu fangen bemüht sind; — elendes Schicksal!
Siehe! noch einmal winkt Fortuna, das Heil zu versuchen,
Tollkühn springt er ins Meer, hoch hält, sie vor Nässe zu schützen,
Nun er schwimmt, seine Bücher die Linke aus brandenden Wogen,
Die mit der Rechten durchrudert der Held, den endlich die Freude

Jauchzend gen Himmel ob ſolchen Gewinns am ſicheren Bord ſehn.*)

So auch, meine Julia, habe ich Dein Julius, in allen Schickſalsnöten, deren ich gar viele beſtehen mußte, Dein Heil der innigſt geliebten Muſen wegen mit meinem perſönlichen Heil verbunden und verkettet! Ja, wiſſe, daß Du von Jugend auf meine Sorge und Liebe warſt: als mich von allen Seiten die Wogen dieſer ſtürmiſchen Zeit umbrandeten, als mich von Rom aus die Sturmfluten einer nichtswürdigen Kirche, als vom Tiber her die argliſtigen Beſtien der Prieſterherrſchſucht auf mich einſtürmten: als man mich losriß aus den Armen des Vaters, vom Buſen der Mutter, von der Liebe und Freundſchaft meines ganzen Hauſes, mich preisgab dem Haß, dem Neide, den Verläumdungen ziſchelnder Schlangen, dem Gebell der Hunde, dem Gefletſch ſchäumender Eber, den Rachen und Klauen der Löwen, als die höchſte Not des Schickſals mich umflutete: als ich nach den Meinungen müßiger Pfaffen kaum noch auf einen ehrenvollen Tod hoffen durfte,—da hab'ich Dich, Du Hälfte meines Herzens, unter dem Banner der Religion, Frömmigkeit und Wiſſenſchaft

*) Dieſe Verſe ſind bis zum 6. aus der Pharſalia der Lucan entnommen; der Schluß aus einem Nachtrag des Sulpicius zu dieſem, den Julius Cäſar, verherrlichenden Epos.

mit dieſem Arme hochgehalten, ſo daß Du nicht nur nicht ertrinken brauchteſt in den Wogen der Schlechtigkeit und Feindſchaft, ſondern nicht einmal von ihnen benetzt wurdeſt! Nur mit der Rechten, die ja auch auf Dein Heil nur bedacht war, hab' ich die Fluten durchrudert, die Klippen vermieden, um mein und Dein Leben zum ſicheren Hafen zu retten! So war von meinen Händen die eine nur und ganz um Dein, die andere ſowohl um mein eigenes, als auch um Dein Daſein bemüht. Nachdem ich alſo auf dem Meere des Lebens ſo manchen harten und langwierigen Kampf unternommen, ausgehalten, durchgefochten und gewonnen habe, ſehe ich mich endlich hier droben aufgenommen und im himmliſchen Ahnenſaal meiner Väter mit Beifall empfangen. Dich aber im ſicheren Hafen allen Stürmen entrückt.

Sei denn eingedenk Deines Julius, meine Julia; auf Dich ſchau ich herab vom Himmel wie auf eine Tochter, der ich deshalb meinen Namen verliehen habe, damit derſelbe als Pfand meiner Liebe in Deinem Herzen bewahrt bleibe! Dich hab' ich dem Herzen meiner Kinder eingeſchrieben, auf daß ihre Liebe zu Dir unerlöſchlich ſei, Dir hab' ich ihre Erziehung anvertraut: auf daß ſie die Milch der Frömmigkeit, der Religion und Wahrheit an Deinen Brüſten ſaugen, die Liebe zu Dir mit ihrem Blute miſchen ſollten, daß ſie Dich lieben ſollten wie ihr eigenes Fleiſch, um wiederum zu Männern

herangewachsen Dich zu nähren, zu fördern und zu schützen, meine Julia! Dich meine ich, Julia, ich Dein Julius, mit dessen Geburt Du geboren, mit dessen Muttermilch Du aufgezogen, mit dessen Jugend Du Deine Jugend verlebt, dessen Verbannung auch Deine Verbannung, dessen Heil Dein Heil gewesen ist! Aber wenn Du zwar, Julia, geboren bist mit Julius, wenn Du, Julia, gelebt hast mit Julius, o sorge dafür, hüte Dich, daß Du nicht auch gestorben zu sein scheinest mit Deinem Julius! Dir lebt noch Dein Julius, ja er lebt noch für Dich! Fliesch von meinem Fleisch, Blut von meinem Blut (in ihm lebe ich fort und lebe mit Dir), wird mein Erstgeborener, Heinrich Julius, von Gottes Gnaden mit nicht geringerem Heldensinn begabt, wie er schon zu meinen Lebenszeiten Dein Rektor war, jetzt ganz Dich aus meinen Armen in die seinigen aufnehmen! Er wird Dich begünstigen, Dich fördern, Dich mehren und erhöhen! Leb' denn wohl, meine Julia, leb' ewig wohl! Und dies eine ist mein letztes Wort an Dich, mein Vermächtnis: Liebe mich! und wenn Du ganz erwidern willst die Liebe, mit der ich Dich geliebt, so liebe die, welche ich liebte, nimm jeden auf, den ich aufgenommen haben würde, ehre die, welche ich geehrt haben würde, schätze, welche ich geschätzt haben würde."

O verklärter Held, weiser Fürst, ruhmreicher Herzog, siehe, hier war Dein ganzes Herz, Dein Geist, Deine Seele, hier war Dein ganzes,

Dein mächtiges Streben! Nicht haſt Du nach Art der Alten Götzenbildern einen Tempel errichtet, unreinen Dämonen und menſchenfeindlichen Geiſtern Altäre geweiht, keine Schlafzellen für Mönche, kein Neſt für lichtſcheue Ratten erbaut; keine Zwingburgen mit dem ſauren Schweiß und Gut Deiner Unterthanen zur Unterdrückung ihrer Freiheiten haſt Du errichtet! Du wußteſt ja, weiſeſter Fürſt, daß Feſtungen und Burgen gegen innere Feinde nicht ſowohl Schutz dem Fürſten verleihen, als vielmehr zu Bollwerken gegen ihn werden können. Du hatteſt wohl erkannt, daß man die Völker am beſten durch Gerechtigkeit, durch Langmut, durch Wohlwollen, durch Klugheit, durch Weisheit an das beſtehende Regiment gewöhnt und feſſelt.

Das waren die Mauern, Baſtionen und Wälle, das waren und ſind die Ketten, dadurch Du geherrſcht haſt und fürderhin herrſcheſt.

So haſt Du auch Deine Feinde allein durch Deine Klugheit und Geiſteskraft geſchreckt. Du haſt ſtets bedacht, daß Weisheit und Beſonnenheit und Lebenserfahrung alle Bollwerke und Sturmböcke übertrifft. Darum haſt Du des Volkes Wohl und des Fürſten Macht und Größe allein im Dienſte der Muſen ſuchend, dieſe Deine Julia, Deinen Namen und Dein ganzes Gefühl den Muſen geweiht.

Aber was für eine Gegengabe für ſolche Gabe bieten Dir die Muſen? Eine goldene

Statue haben ſie Dir im Tempel der Ewigkeit errichtet, eine Statue, in deren Rechte das Schwert und die Wagſchale der Gerechtigkeit Aſträa darreicht, in deren Linke das Buch der Weisheit und der Geſetze Minerva legt. Auf ihrem Haupte ſtrahlt die Krone der Klugheit und des Rechts, die der große Apollo Dir geflochten. Unter ihren Füßen ſieht man die Bilder unzähliger Ungeheuer ſich krümmen, Neid, Betrug, Zorn, Schlemmerei, Unfrömmigkeit, Aberglauben, Unwiſſenheit, Trägheit, Luxus, Verkleinerung, Habſucht, Herrſchſucht, Grauſamkeit und tauſend andere. Um dieſe herum ſtehen Statuen von reinſten und maſſivſtem Silber. Da ſteht Klio, die Erinnerung der Gegenwart und Vergangenheit, die Verherrlicherin Deiner ruhmvollen Thaten im Geſange, Melpomene mit dem tragiſchen Ernſt, die erhabene Todesfeier leitend, mit der Menſchen, Götter, Himmel und Elemente Dein Hinſcheiden ehren; die heitere Thalia mit lieblichem Scherz, ſie, die allen, die ſich Deinen heroiſchen Plänen und Unternehmungen widerſetzten, die Dein erhabenes Lob zu verkleinern verſuchen möchten, die auf eine eherne Tafel eingeſchriebenen Verſe vorhält:

Über die Sterne entrückt verachtet er niedrige Spötter,
Blaſſer Geſelle, vergiß nun Deinen Ärger, o Neid!

Da ſingt Kalliope in heroiſchen Verſen von Deinen und Deiner Ahnen Ruhmesthaten; Terpſichore erregt, lenkt und ſteigert mit Zither-

klang die Gefühle, Erato tanzt den lieblichen Reigen und entzückt durch Gesang und Mienenspiel, alles deutet und spricht mit Geberden und Gesten Polyhymnia. Urania aber hat am hohen Plafond des Himmelsgewölbes, der ausgelegt ist mit solidem Gold und Hyacinth und alle Gestalten der himmlischen Hemisphäre in eigenartigen und lebensfrohen Farben zur Darstellung bringt, Deinen ruhmreichen Namen rings um die strahlende Ähre der Erigone eingezeichnet.*)

Wenn wir unser Auge zu den nördlichen Sternbildern emporrichten, so erblicken wir dort zunächst Helice, Cynosura, den Drachen, Bootes, die Krone der Ariadne, Hercules, Aesculap oder den Schlangenträger, den Pfeil, den Delphin, Sternbilder, deren jedes mir eine Deiner Tugenden darzustellen und durch seine eigentümliche Bildersprache zu versinnlichen scheint; der Delphin Deine Menschenfreundlichkeit und Humanität, der Thessalische Pfeil Deine glückliche Schnelligkeit in der Ausführung reiflich durchdachter Pläne, der Adler die erhabene Würde

*) Erigone ist das Sternbild der Jungfrau, die in der Rechten eine Ähre hält, den bekannten glänzenden Stern „Spica“. Die hier beginnende Symbolik der Sternbilder erinnert an die moralische Allegorie des Sternenhimmels im spaccio, der „Reformation des Himmels“. Vrgl. Giordano Bruno, Reformation des Himmels, verdeutscht und erläutert von L. Kuhlenbeck, insbesondere auch die dort zur Erläuterung beigegebenen Sternbilderkarten.

Deines Herzogtums, der Schwan Deine Herzensreinheit, Aesculap Deine Klugheit, Hercules, Deine Tapferkeit, die Krone Deine Majestät, Bootes Deine Wachsamkeit und Sorgsamkeit, Cynosura Deine erhabene Charakterfestigkeit, Helice den unverlöschlichen Glanz Deines erlauchten Geschlechtes.

Daran reihen sich die Bilder zwischen dem nördlichen Wendekreise und dem Kreise der ersten beweglichen Zone, die stählerne Sichel oder das gekrümmte Schwert, das Haupt des Algol oder der Medusa, die Ziege mit dem Bock, das Haar der Berenice, Deltoton oder das Dreieck, der Fuhrmann oder Erichthonius, Perseus, Andromeda, Kassiopea, Cepheus, das Pferdchen, Pegasus oder das Roß des Bellerophon. Pegasus, der mit weit entfalteten Fittichen den Atherraum durcheilt, bezeichnet Deinen alle Welt erfüllenden Ruhm, das Pferdchen Deinen Freisinn, Cepheus (der auch Cheicus, d. h. der Flammende heißt), Deine flammende Verehrung der Musen, Deinen brennenden Eifer für Gerechtigkeit, Kassiopea ist Symbol Deiner glücklichen Ehe mit Deiner edlen Gemahlin; Andromeda, die mit Ketten und Fesseln gebundene, Deiner Gottesfurcht und Frömmigkeit, welche Deine Gefühle und Handlungen so sehr gebunden hatten, daß Du nichts gegen die göttliche, natürliche und moralische Ordnung für erlaubt hieltest oder zu unternehmen wag-

teſt. Perſeus, der Überwinder, iſt Sinnbild Deiner beharrlichen Energie und Arbeitſamkeit. Das Haar der Berenice offenbart Deine Leutſeligkeit und Lieblichkeit; der Wagenlenker Erichthonius, der durch ſeinen Geſang die Eichen nach ſich gezogen haben ſoll, Deine natürliche Beredtſamkeit und Huld, mit der Du die rohſten Menſchen zu freiwilligem Gehorſam umzuſtimmen vermochteſt. Das Dreieck bedeutet eine dreifache Tugend, die Klugheit, mit der Du Deine Geſchäfte unternahmſt, die Ausdauer, mit der Du ſie durchführteſt, die Mannhaftigkeit, mit der Du das Vollendete und Erlangte zu verteidigen und zu wahren verſtandeſt, die Ziege mitdem Böckchen verſinnbildlicht gemäß dem Einfluß ihrer Sterne die Sorgſamkeit und die Richtung Deines Gemüts auf würdige Ziele. Jenes abgeſchlagene Gorgonenhaupt, dem ſtatt lieblich flatternder Menſchenlocken gräßliche Schlangen ſich entringeln, iſt ein Gleichnis des abſcheulichen Ungeheuers der Papſtherrſchaft, dem zahllos wie die Haare des Hauptes, alle Läſterzungen gegen Gott, Natur und Menſchlichkeit unterthan ſind und dienen, und welches mit dem ſchlimmen Gifte ſeiner Bosheit und Unwiſſenheit die Welt krank gemacht hat; wir jubeln, daß Deine Tapferkeit es von dieſen Landen abgeſchlagen und fortgeſchleudert hat. Jenes ſtählerne Schwert rot vom Blute des Ungeheuers

deutet auf die unbesiegbare Energie Deines Willens, mit der Du dieses gräßliche Untier beseitigt hast.

Betrachten wir drittens die Sternbilder der Ekliptik, so begegnen uns dort die Fische der Dione, der Phrygerjüngling Ganymed, der auch Wassermann genannt wird, der zottige Steinbock, der Centaur Chiron, der Skorpion, die Wage, die Jungfrau Asträa, der Löwe, der Krebs, das Bild der Zwillinge Castor und Pollux, der Stier, der Widder. Von ihnen bedeutet der mit dem goldenen Vließ strahlende Widder, daß Du nach einer eisernen und wirren Ära diesem Herzogtum ein goldenes und friedliches Zeitalter heraufgeführt und gesichert hast. Der Stier, der Europa getragen, ist Sinnbild Deines Ernstes, Deiner Beständigkeit und Charakterreife; Castor und Pollux der Liebe und Gegenliebe, welche das gerechte und holdselige Bruderpaar Eros und Anteros als Norm aller Gaben und Gegengaben aufstellen. Der rotflammende und gekochte Krebs bezeichnet Deine erstaunliche Arbeitsausdauer. Der Löwe, dessen Herz wie die Sonne strahlt und funkelt mit feierlichem Strahlenkranz, ist Symbol Deiner unbesiegbaren Großmut, dadurch Du Aufruhr und Krieg unterdrücktest, bevor sie sich noch zu erheben wagten. Asträa ist das Bild Deiner natürlichen Enthaltsamkeit und Keuschheit; die Wage zeigt das gerechte Maß, mit dem Du in fremden und eigenen Angelegen-

heiten gewaltet. Der fürchterliche Skorpion mit dem Stachel und den scheußlichen Armbeinen bedeutet die Frechheit der betrügerischen und heimtückischen Menschen, die Du unterdrückt hast. Chiron, der nur in seiner oberen Gestalt als Mensch erscheint, stellt manche Deiner Unterthanen dar, die Du erst von Barbarei und Rohheit zu wahrer Menschenbildung erhoben hast, indem Du ihnen Frömmigkeit und Künste und Wissenschaften einpflanztest. Der Steinbock, bei dem die Sonnenbahn von ihrem unteren Laufe zum oberen einlenkt, versinnbildlicht die offenbare Vergrößerung Deiner Herrschaft und ihren in Zukunft noch bevorstehenden Emporgang.

Der Phrygerknabe, welcher Dir Nektar aus Jupiters Krügen kredenzt, giebt damit den Grund an, aus welchem Dir die Musen im Tempel des Ruhmes dieses Denkmal errichtet haben, als einem, der unter die Schar der auserwählten Geister eingereiht nunmehr vom Weine des ewigen Lebens trinkt. Die Fische, welche den tiefsten Teil dieses Himmelskreises einnehmen, verbildlichen, da sie Venus und ihren Sohn aus der Gewalt des Riesen Typhon befreit haben,*) ebenfalls den Grund, aus welchem

*) Vgl. Bruno's Reformation des Himmels, verdeutscht von Dr. L. Kuhlenbeck S. 47, n. 4. „Die Mythen, welche diesem Sternbild untergelegt werden, beziehen sich auf die syrische Göttin Derketo oder Astarte. Beide Gottheiten indentifizierten die Griechen mit ihrer

Du des himmlischen Wohnsitzes teilhaftig geworden bist, weil Du ja dem evangelischen Gesetz der zwiefachen Liebe, der Nächstenliebe und der Gottesliebe, als es zu Dir floh, um nicht vergewaltigt zu werden von jenem grausamen und eigenmächtigen Tyrannen, in Deinem Hause eine Stätte gewährt, ihm Schutz und Sicherheit verbürgt hast. Schließlich zeigen sich uns am untersten Himmelskreise, tief unter Dir die wundervollen Sternbilder Orion, Procyon und Sirius der Hund, der Hase, Schiff Argo, Hydra, der Rabe, der Becher, der Wolf, der Altar, der südliche Fisch, der Walfisch, Eridanus, die Krone. Hier bezeichnet die Krone den Stolz und nichtige Ruhmsucht und Tyrannei; Eridanus maßlose Verschwendung und zwecklosen Aufwand; Der Walfisch unersättliche Gier, der Fisch stumme Unwissenheit; der Altar den Aberglauben und Götzendienst; der Wolf die Habgier und Grausamkeit, der Centaur die Zweideutigkeit der Gesinnung und Unaufrichtigkeit des Gemüts; der Becher Ausschweifung und Trunkenheit; Hydra Bissigkeit und allgemeine Schmähsucht; das Schiff Argo Habgier und betrügerische Gewinnsucht; der Hase Klein-

---

Venus. Die Mythe erzählt, daß sie sich einst aus Furcht vor Typhon in den Euphrat gestürzt und in einen Fisch verwandelt habe." Weiteres über diese und ähnliche Mythen (den Zusammenhaug derselben mit der Sage von Jonas und dem Walfisch) siehe ebendaselbst S. 68 u. 309.

mütigkeit und Verweichlichung; die beiden Hunde, die die Erde mit unerträglicher Hitze und Glut sengen, Haß und Neid. Der sturmbringende und furchtbare Orion bedeutet Rohheit und Grausamkeit. So sind durch diese Sternbilder die Laster versinnbildlicht, welche Du durch eine entsprechende Anzahl von Tugenden unter Deine Füße gebracht und gebändigt hast; Rohheit und Grausamkeit durch wunderbare Milde, Haß und Neid durch Geduld und Großmütigkeit; die Schmähsucht durch vollendete Würde und Beredtsamkeit; die Geschwätzigkeit durch bedächtige Sprache; die Trunkenheit und Ausschweifung durch Enthaltsamkeit und Nüchternheit; Zweideutigkeit und Hinterhaltigkeit durch Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit; Wildheit und Rohheit durch Milde und Herzensgüte; Aberglauben und Götzendienst durch Religion und Frömmigkeit; stumme Unwissenheit durch Weisheit und Wissenschaft; unmäßige Begehrlichkeit durch Selbstbeherrschung und Maß; Verschwendung durch Sparsamkeit und Bedürfnislosigkeit; ausschweifenden Ehrgeiz und Herrschsucht durch Vaterliebe zum Vaterland.

O glückliche, o durch solchen Stifter, durch Deinen Julius drei- und viermal glückselige Akademie Julia! Wachse, blühe und gedeihe, Du glorreichster unter allen Musensitzen der Welt. Erhabenste und erlauchteste Fürstin, Tochter eines Fürsten, Schwester von Fürsten,

der eine lange Reihe glorreicher Nachkommen verheißen ist! Hoch geboren, herrlich erzogen, wachse glorreich heran! Lebe und freue Dich wieder Deines Lebens nach dieser Trauerfeier und nach diesen Thränen, die Du als eine Tochter vergossen hast; ja rühme Dich dieser Betrübnis und Trauer selbst; denn um einen würdigeren Anlaß hat niemals eine Akademie solche Thränen vergossen, noch wird sie je solche Thränen vergießen. Dein Gründer, Dein Fürst und Herr, Dein Vater ist im Himmel und schaut von dort auf Dich herab. Dort betet er für Dich zu Gott dem Allmächtigen und seine, Gott dem Allmächtigen wohlgefälligen, Gebete werden Dir erwirken, was er will, er, dessen glückseligerer Zustand Dir nimmermehr zum Nachteil sein kann!

Dixi.

III.

Sonette zur Bruno-Feier.

Von Giuſ. Aurelio Coſtanzo. Überſetzt von Ludwig Kuhlenbeck.

1.

Die ganze Welt mag ſein Verbrechen kennen,
Vernehmt die Sünde, die er eingeſtand,
Und dann erwägt, aufs Herz gelegt die Hand,
Ob ſolch' ein Ketzer ſchuldig war zu brennen!

„Die Wahrheit", lehrt' er, „ſollſt Du Gott nur nennen,
Zum Denken nur gab Gott Dir den Verſtand,
Und die Vernunft nur hat vor ihm Beſtand,
Für Wahrheit ſoll das Herz in Liebe brennen."

Und dieſe Lehre war all' ſein Verbrechen
Als todeswürdig mußte ſie erſcheinen
Dem Götzendienſt des Falſchen und Gemeinen,

Deß Tyrannei und Zwingherrſchaft zu brechen,
Er auf des Aberglaubens finſtre Schranken
Gerichtet Batterieen von Gedanken.

2.

Das „heilge" Amt darf ja kein Blut vergießen,
Iſt doch das Blut ein gar beſondrer Saft,
Von dem betaut Ideenkeime ſprießen,
Und Samen fördern mit verſtärkter Kraft.

„So werd' er denn verbrannt lebendig", ſchließen
Die milden Richter von der Prieſterſchaft,
„Ein wenig Glut und Rauch — die Aſche gießen
Wir in den Wind!" Doch ſeht die Samenkraft!

Auch in der Aſche blieb ſie noch beſtändig,
In jedem ihrer Stäubchen lebt ſein Geiſt,
Und jegliches Atom, es ward lebendig,
Ein Zeuge, der die Wahrheit uns beweiſt.

So ſtäubt die Aſche fort in allen Landen,
So iſt ein Phönix Bruno auferſtanden.

IV.

Parabaſe zur Enthüllung des Bruno-Denkmals

am 9. Juni 1889

von

Ludwig Kuhlenbeck.

Dem Veſuvius nah, — des flammendes Haupt in erd-
erſchütterndem Grimme
Gar oft das entartete Menſchenkind erſchreckt mit grollen-
der Stimme,
Erinnernd, daß aus der Sonne Glut auch die dunkele
Erde ſtamme,
Daß unter der Schlacke lohende Glut, ein mütterlich
Erbe, ihr flamme,
In Campaniens glücklichem Gartengau, vor Nolas
alternden Thoren,
Haſt Heldenmutter Italia du den Geiſtesheros geboren,
Dem Vernunft und Gemüt von der Wahrheit Strahl
zur Prometheusfackel entfacht ward,
Des koſtbares Herzblut am Märtyrerpfahl
der Freiheit zum Opfer gebracht ward.

Erniedert zur Dienſtmagd des Prieſtertums, in dumpfigen Kloſtermauern,
Gefeſſelt mußte Philoſophie ein volles Jahrtauſend vertrauern;
Oft ſaß ſie nächtlich am Webeſtuhl, Penelopen gleichend im Schaffen,
Wirkend und trennend das Totenhemd der Herrſchaft der Mönche und Pfaffen,
Allein, wenn der lichte Tag ſich erhob, und Roſen Aurora verſtreute,
Die Lerche jubelnd gen Himmel ſang und endloſer Bläue ſich freute,
Dann ſah man ſie wieder am Beichtſtuhl knien, verdorrte Gelehrtheit bekennen,
Wie heiß auch im Herzen ihr mochte die Glut der denkenden Leidenſchaft brennen.

Da trat verkleidet im Mönchsgewand der befreiende Held ihr entgegen,
Kein Heiligenſchein umſchimmert ſein Haupt, doch des Genius göttliche Klarheit,
Er ſchaut ihr ins Auge mit Flammenblick, ein beſonnener Schwärmer der Wahrheit:
Er flüſtert ihr manches „Gedenke!“ ins Ohr, aus längſt vergeſſenen Zeiten,
Daß einſt ſie, Königin, herrlich und frei unter joniſchen Säulen gewandelt
Mit Lanze und Helm, wie's wohl anſtand der Zeus geborenen Jungfrau;
Er entführt ſie betäubendem Weihrauchsduft und täuſchendem Schimmer der Kerzen
Zur lebenweckenden Lenzesluft ins lachende Lichtmeer der Sonne,

Entreißt ihren Augen das magiſche Land: — da erkennt ſie wieder das Weſen
Urewigen Seins, des unendlichen Alls das Größte und Kleinſt' in den Dingen,

Die goldenen Ketten zum Vater des Alls, des Wahren,
Schönen und Guten
Dreieinigen Klang. — Mit Adlerschwung die entfesselten Fittiche lüftend,
Ergreift sie den Speer und spiegelnden Schild, nun schwebt sie wieder als Göttin
Ob Thälern und Höhen, von Lande zu Land verjagend „gewaltsames Untier“
Wie ritterlich hat der Nolanische Held gestritten in tausend Gefechten, —
Die Wissenschaft schlug auf dem geistigen Plan, — umdräut von Dummen und Schlechten!

Bis er ruhmvoll gesunken im Märtyrertod,
An der Kirche „heiliges“ Henkertum,
Von schnöder Verblendung verraten!
Bis hier auf dem Blumengefilde Roms
Der Scheiterhaufen in Flammen stand,
Dessen prasselnder Loh' und Funkengesprüh'
Sich sein unsterblicher Geist entwand,
Zur Heimat der Götter sich wendend.

Nun hat ihren Siegfried Chriemhild gerächt,
Gesühnt hat freiheitliebende Kunst
Die Schmach verblendeten Unverstands.
Stets soll dein ehernes Standbild nun
Zum Fortschritt mahnen die Menschheit!

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Digitized by Google

Giordano Bruno. Statue von Ettore Ferrari.

Anhang.

Digitized by Google

I.

Die Gottesidee des Giordano Bruno.

Giordano Bruno, der Blutzeuge des freien Gedankens, gehört auch heutzutage noch — trotz der großartigen Denkmalsfeier am Pfingstfest 1889 zu Rom, die seinen Namen zufolge der vom Papst als Gegendemonstration angeordneten Sühnefeier in jede katholische Dorfkirche gebracht hat — zu den am wenigsten im Verhältnis zu ihrer Bedeutung gewürdigten Denkern. Sein Jahrhundert, das er seherisch voraussagte, ist noch nicht gekommen. Ein wahrer Weiser, wie er es war, würde er, wäre er geistig bei jenen Demonstrationen anwesend gewesen, die Flut von Lästerreden, welche der Ultramontanismus in Veranlassung der Denkmalsdemonstration über sein Gedächtnis ergoß, mitleidigen Lächelns überhört haben. Aber auch die großartige Denkmalsfeierlichkeit selbst würde ihn sehr wenig gerührt haben.

„Ja! wer eure Verehrung nicht kennte:
Euch, nicht ihm, baut ihr Monumente."

Bei jener Demonstration, die in erster Linie eine politische zu sein schien, drängten sich viele Elemente in den Vordergrund, mit denen Brunos Denken und Fühlen kaum irgend etwas gemeinsames hatte. Die modernen ästhetischen und materialistischen Freidenker-

Vereine haben, abgeſehen vielleicht von ihrem Anſpruch auf Denkfreiheit, die Bruno genehmigen würde, kein Recht, dieſen religionsinnigſten aller Philoſophen, der die Seelenleugner in ſeiner Vorrede zum Spaccio Eſel nennt, ſo zu ſagen zu ihrem Ehrenmitgliede zu ſtempeln. Bruno iſt für eine beſſere Überzeugung in den Tod gegangen, als für die Meinung, daß der Menſch und die Welt nur ein chemiſches Problem ſei. Es iſt nur zu bedauern, daß der ſo wenig gekannte Mann, deſſen Schriften bislang weit häufiger beſprochen, als geleſen worden ſind, immer noch im Rufe eines Atheiſten ſteht. Ich hielt es für den beſten Dienſt, den man ſeiner Perſon und ſeiner Sache erweiſen könnte, ſeine Hauptſchriften dem größeren gebildeten Publikum in Überſetzungen zugänglich zu machen, bin aber dabei leider, nachdem ich mit ſeiner „Vertreibung der triumphierenden Beſtie“ unter dem Titel: „Giordano Brunos Reformation des Himmels“ den Anfang gemacht, auf unerwartete Schwierigkeiten geſtoßen. Ein großer Teil der „Fachgelehrten“, mit denen der Nolaner ſchon zu Lebzeiten weit heftigere Fehden zu beſtehen hatte, als ſelbſt mit dem Prieſtertum, hegt auch heute noch eine für den intimen Kenner der Werke Brunos leicht erklärliche Antipathie gegen einen Denker, an den, wie ſelbſt ſein Feind Paul de Lagarde zugeſteht, noch manche über Gebühr gefeierte Größe der Schulen „einen großen Teil ihres erſchlichenen Ruhmes abzutreten hat“.*) Ein Verleger für philoſophiſche Schriften größeren Umfangs iſt aber ſchwer zu gewinnen, wenn Univerſitätsphiloſophen ſolchen Schriften abgeneigt ſind.

*) Vergl. z. B. Brunnhofer, Giordano Brunos Lehre vom kleinſten als Quelle der präſtabilierten Harmonie von Leibnitz (Leipzig, Rauert & Rocco, 1 M.)

Als eine rühmliche Ausnahme unter unſeren Philoſophie-Profeſſoren, unter welchen ich ſogar kürzlich einen kennen lernte, der Brunos Spaccio für eine aſtronomiſche Schrift hielt, iſt Moritz Carrière in München, der Neſtor des deutſchen Theismus, zu nennen, der ſchon vor 43 Jahren in der 1. Auflage ſeines vortrefflichen Buches „Die philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit" die Worte niederſchrieb, daß Bruno ſei „ein Herold des Chriſtentums der Zukunft" (S. 411 cit.). Carrière iſt auch der einzige, der Brunos Philoſophie nicht halbſeitig, ſondern in ihrer ganzen Form, auf endgiltige Verſöhnung zwiſchen Wiſſenſchaft und Religion abzielenden Tragweite verſtanden und erläutert hat.*) Noch Brunnhofer, in ſeinem Buche über Giordano Bruno, begeht den Fehler, ihn als bloßen „Pantheiſten" aufzufaſſen. Es iſt zwar richtig, daß Goethe, ein begeiſterter Verehrer Brunos, der deſſen Werke ein „Goldbergwerk" voll großer und tiefer Gedankenſätze nannte, den pantheiſtiſchen Glanz ſeiner Poeſie weſentlich der Beſchäftigung mit Bruno, nicht mit Spinoza verdankt. Seine Verſe:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe,
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vergißt"

*) Auf Carrières Darſtellung des Brunoſchen Gedankenſyſtems hinzuweiſen, genügt auch, um einige neuere, nur aus einer höchſt oberflächlichen Bekanntſchaft mit den Werken des Nolaners erklärliche Pamphlete gegen Bruno zu widerlegen, wie Thikötters indirekt gegen mich zielende Broſchüre über Bruno und den Cuſaner, in der Bruno als ein bloßer Eklektiker und „als ein

ſind bereits, wie Carrière in dem gedachten Buche vor 45 Jahren bemerkt hat, eine bewußte Paraphraſe einer Stelle aus des Nolaners Proſa-Commentar zu ſeinem kosmologiſchen Lehrgedicht: de Immenso L. V. 12.*) Aber auch Goethe war kein „Pantheiſt" in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes; er vereinigte die Gottesidee des Spinoza mit der des Leibnitz, deren jeder eine Seite Brunos ſich angeeignet hatte. Zur Ergänzung des hier mehr in ſeiner naturaliſtiſchen Auffaſſung gegebenen Gottesgedankens bei Bruno hat man andere Stellen aus ſeinen Werken heranzuziehen, und als eine der geeignetſten, um daran eine Darſtellung der Gottesidee bei Bruno anzuknüpfen, erſcheint mir folgende Stelle aus dem wiſſenſchaftlichen aller italieniſchen Dialoge Brunos, dem Buche „Über das Unendliche, das All und die zahlloſen Welten". Wagner II. 1—107. S. 24 heißt es hier:

„Wie kannſt du wollen, daß Gott, ſei es hinſichtlich der Möglichkeit, oder der Thätigkeit oder Wirkſamkeit, welches alles in ihm ein und dasſelbe iſt, beſchränkt ſei und nur als Begrenzer einer äußeren Kugeloberfläche

---

Jokey" der Philoſophie dargeſtellt wird, der „das Phantaſieroß der Cuſaniſchen Myſtik im weltlichen Gewande reite."

*) Non est Deus vel intelligentia exterior,
circumrotans et circumducens,
dignius enim illi debet esse
internum principium motus,
quod est natura propria,
species propria, anima propria,
quam habeant tot quot in
illius gremio et corpore vivunt,
hoc generali spiritu, corpore,
anima, natura animantia, etc.

Vergl. Brunnhofer, Goethes Bildkraft, Leipzig 1890 (M. 1.20).

anzuſehen ſei, anſtatt vielmehr, ſo zu ſagen, als der unendliche Allumfaſſer eines grenzenloſen Seins? anſtatt als Begrenzer, ſage ich, ohne Grenzen, da ja die Unendlichkeit Gottes durchaus zu unterſcheiden iſt von der Unendlichkeit der Welt?

Denn er iſt das ganze Univerſum als Allumfaſſer und als Ganzheit, das Univerſum dagegen iſt alles (wenn man überhaupt da noch von Totalität reden kann, wo weder Teil noch Grenze iſt) nur im Sinne der Entwickelung und nicht völlig und ſchlechthin. Der Gottesbegriff hat die Funktion der Begrenzung, die Welt ſteht zu ihm im Verhältnis des begrenzten; die Welt ſteht aber zu Gott nicht im Verhältnis des endlichen zum unendlichen, ſondern die Welt iſt unendlich und Gott iſt ihr Umfaſſer, im Sinne der vollkommenen Geſamtheit und des völligen Seins in allem; während die Welt für ſich als ganzes genommen auch unendlich, aber doch nicht ſchlechthin und in jeder Hinſicht abſolut unendlich iſt, wie denn letzteres auch der räumlichen Unendlichkeit widerſtreitet."

Wenn man unter Pantheismus diejenige Gottes- und Weltanſchauung verſteht, welche Gott und Welt völlig identifiziert, ſo beweiſt obiger Text, daß Bruno kein Pantheiſt war. Brunos lateiniſche Schriften ſind noch weit reichhaltiger an ſolchen Stellen. Es giebt nun freilich Bruno-Forſcher, die behaupten, der Nolaner habe ſich in ſeinen lateiniſchen Schriften dem Theismus angepaßt, in ſeinen italieniſchen Werken jedoch mit ſtrengerer Konſequenz ſeinen eigenen Grundſätzen nachgehend ſich als Pantheiſten bekannt. Die hierin liegende Fiktion eines Philoſophen, der lateiniſch, alſo in der Gelehrtenſprache, anders, nämlich „exoteriſch" gedacht und geſchrieben habe, als

in der Volksſprache, die er ſeltſamer Weiſe zur Darſtellung ſeiner „eſoteriſchen" Anſchauung verwandt hätte, muß wenigſtens an obiger italieniſcher Stelle einen Haken finden. Bruno kannte keine doppelte Buchführung wie Leibnitz. Er war, wie ihn am kongenialſten M. Carrière in ſeiner „Philoſophiſchen Weltanſchauung des Reformationszeitalters" charakteriſiert hat, ſeiner Geſamtüberzeugung nach Theiſt. Wenn alſo Brunnhofer, Giordano Bruno S. 151, und Hartung, Grundlinien einer Ethik bei Giordano Bruno S. 56, ihm ein unſicheres Schwanken zwiſchen Theismus und Pantheismus zuſchreiben, ſo ſcheinen mir dieſe Gelehrten lediglich den Unterſchied zwiſchen Theismus und Deismus zu verkennen. Dieſen Unterſchied könnte man in populärer Ausdrucksweiſe dahin faſſen, daß der Deismus bloß einen Herrgott, der Theismus aber einen Allvater als Gott verehre. Eine vortreffliche Paraphraſe zu der fraglichen Stelle Brunos geben folgende Sätze aus M. Carrières „Religiöſe Reden und Betrachtungen" S. 29, 30:

„Weil das Nichts weder ſein noch gedacht werden kann, ſo iſt das Sein als deſſen Gegenſatz nicht das beſtimmungsloſe, nicht das bewegungsloſe, ſondern ſelbſtbeſtimmte Thätigkeit, ein ewiges Werden aus ſich ſelbſt; außer ihm iſt nichts; darum kann es auch nicht von außen beſtimmt werden.

Wäre nun ferner Gott nicht der eine oder das alleinige Sein, ſo wäre er nicht unendlich; denn dann wäre ein Sein außer ihm, an dem er ſein Ende und ſeine Grenzen fände. Der außerweltliche Gott, der naturloſe, iſt damit ein endlicher, kein Gott, ſondern ein Götze.

Aber Gott iſt auch nur der unendliche, wenn er als der eine in allem gegenwärtig und in ſich

ſelber beſchloſſen und vollendet iſt. Denn ſonſt wäre er aufgelöſt in die Vielheit, und wir hätten nur eine endloſe Summe von Endlichkeiten, wie der Pantheismus.

Umfang und Mittelpunkt ſind Wechſelbegriffe in der Beſtimmung des Kreiſes, keiner kann ohne den andern ſein; dennoch nehmen die Deiſten Gott als ein Zentrum, ohne ſofort die Peripherie als zu ihm gehörig zu erkennen und in ihr alle Dinge zu umfaſſen; dennoch nehmen die Pantheiſten Gott als eine Peripherie, welche in ſich ſelber kein Zentrum hat, von dem aus alle Radien gehen, wohin ſie alle zurückzuführen, von dem die Umfangslinie ſelber erſt ihre Geſtalt empfängt; jenen iſt Gott eines, dieſen iſt er alles, uns (den Theiſten) iſt er eins und alles."

„In allem Wechſel waltet der ewig eine — Gott.
Und nur ſich ſelbſt entfaltet in allem Seine Gott.
Von Sonnen und von Sternen erſtrahlt das Himmelszelt,
Es leuchtet allbelebend in ihrem Scheine Gott.
Der Erde dunkle Maſſe fügt ordnend ſich, da blitzt
Im funkelnden Kryſtalle der Edelſteine Gott.
Es ſprießt und grünt und ſtrebet der Wald gewaltig auf,
Und rauſchend webt und brauſend im Eichenhaine Gott.
Es wogt mit vollen Ähren ein goldnes Ährenfeld,
Die Frucht iſt und der Samen im Furchenraine Gott.
Die Traube wird gekeltert, im Faſſe gährt der Moſt,
Uns lebt im Auferſtandnen, im Feuerweine Gott,
Er iſt der Duft der Roſe, das Lied der Nachtigall,
Die hohe Lilie wieget im Kelch, die reine, Gott.
Der Menſchengeiſt erfaſſet, weltoffenen Sinns das All,
Und ahnt in eigner Tiefe ein Licht, das deine, Gott.
Und macht die Wechſelrede Gedanken offenbar,
Das Wort und das Verſtändnis iſt im Vereine Gott,

Und ſehn verwandte Seelen mit holdem Blick ſich an,
Sie tragen als die Liebe im Herzensſchreine Gott.
Er iſt das erſt' und letzte, der Kreis, der in ſich kreiſt,
In allem Leben ſchauet, genießt das ſeine Gott.
Er iſt ſich ſelbſt erfaſſend der Weſen Harmonie
Und über allem forſchend der ewig eine Gott."

Dieſem Theismus, für den ſich hier und da auch wohl die Bezeichnung Perſönlichkeitspantheismus findet, pflegt der Einwand gemacht zu werden, daß All-Perſönlichkeit ein widerſpruchsvoller Begriff ſei, Bewußtſein und Perſönlichkeit ſei durch den Gegenſatz des Nicht-Ich zum Ich, alſo durch Endlichkeit bedingt. Allein der Allgemeinbegriff des Bewußtſeins enthält nur die Identität des vorſtellenden und vorgeſtellten, und der Begriff der Perſönlichkeit ſetzt keine weitere Unterſcheidung voraus, als diejenige zwiſchen der Geſamtheit des geiſtigen Weſens als Ich im Gegenſatz zu ſeinen eigenen Zuſtänden, die nur ſeine Zuſtände und nicht ſein „Ich" ſind. Richtig iſt vielmehr, daß gerade in endlichen Weſen die Perſönlichkeit ſtets nur unvollkommen ausgebildet ſein kann. „Es iſt begreiflich", ſchreibt der ſcharfſinnige Pſychologe Lotze (vergl. deſſen Grundzüge der Religionsphiloſophie § 41), „daß endliche Geiſter, die nicht das abſolute ſelbſt, ſondern nur Modifikationen oder Bruchſtücke desſelben ſind, zugleich aber ihr Daſein nur durch dasſelbe beſitzen, ſtets, wenn ſie auf ſich reflektieren, einen dunklen Kern in ihrem eigenen Weſen zu finden glauben, nämlich eben dieſe Macht des abſoluten ſelbſt, die durch ſie hindurchwirkt und ihnen ohne ihr eigenes Zuthun die allgemeinen Formen ihres geiſtigen Wirkens, ihres Empfindens, Vorſtellens, Urteilens u. ſ. w. vorſchreibt. — So bleibt

bei ihnen im Ich etwas zurück, was dieses sich selbst nicht erklären kann. —"

Diesen dunklen Rest im endlichen Ich meint Bruno, wenn er häufig sagt, Gott sei uns innerlicher, als wir selber.

Zur Erläuterung des Unterschiedes, den Bruno zwischen extensiver und intensiver Unendlichkeit, zwischen der Unendlichkeit Gottes und der Welt setzt, dient am besten der Schluß des zweiten Dialogs in della causa u. s. w. (de Lagarde S. 241 Zeile 21 ff. — S. 242 Z. 20). Bruno benutzt zur Verdeutlichung der intensiven Allgegenwart gern das aus Plotin, Enn. VI. 4, 12 entnommene Beispiel von der „Stimme, die ganz in einem ganzen Zimmer und in jedem Teil desselben ist; denn man versteht sie ganz überall". Ist man nun auch weit entfernt, diese Gottesidee des Theismus für spekulativ erweisbar zu erachten, so darf man doch behaupten, daß sie eine „konveniente", widerspruchsfreie Annahme ist, und das genügt vielleicht manchem zur Versöhnung von Glauben und Gewissen.

II.

Luigi Tansillo und Giordano Bruno.

Ein italienischer Dichter, dessen Genie selbst in seinem Vaterlande zu Unrecht so gut wie vergessen, in Deutschland aber auch von den Kennern der italienischen Renaissance-Litteratur, soweit ich sehe, bislang fast ganz unbeachtet gelassen worden ist, ist Luigi Tansillo. Mir scheint der Mann dieses Schicksal nicht zu verdienen, und es ist der Zweck der folgenden Mitteilungen, das Urteil der Nachwelt für ihn zu interessieren, zunächst aber auch einige neuerdings zumal durch meine „Bruno-Übersetzungen" dem gebildeten Deutschland bekannt gewordenen Sonette und sonstigen Verse, die von Vielen als Perlen der Weltpoesie hochgeschätzt werden, ihm, als ihrem wahren geistigen Eigentümer, wieder zu vindizieren. Fast durchweg, und das sogar in Italien selbst, welches letztere doch eigentlich unverantwortlich ist, haben diese Gedichte bislang unter der Firma der Autorschaft des Märtyrers von Nola kursiert. Aber Recht muß Recht bleiben, und das nicht nur zu Gunsten des von mir, seinem Verdeutscher, so hochgeschätzten unglücklichen Dichterphilosophen, dem sein gebührender Nachruhm so lange von schwächeren und unredlichen Plagiatoren vorenthalten wurde, sondern auch zu seinen Ungunsten. Übrigens wird sich herausstellen, daß Giordano Bruno

ſelber an dem falſchen Dichterruhm, der ihm durch Zuſchreibung einiger ſchöner Sonette ganz unnötiger Weiſe zeitweilig zugefallen iſt, relativ unſchuldig iſt; er hat offenbar kein Plagiat begehen wollen, ſondern die Unwiſſenheit und Unbeleſenheit ſeiner bisherigen Leſer hat das Plagiat für ihn begangen; er, der Tote, konnte nur nicht ſelber proteſtieren.

Luigi Tanſillo war ein engerer Landsmann Giordano Brunos; er entſtammte einer alten Patrizierfamilie Nolas, ſein Geburtsort iſt freilich zufälliger Weiſe nicht Nola, ſondern das kleinere, nicht ſehr entfernt davon liegende Venoſa geweſen. Leider ſcheint Tanſillos Dichtergenie ſchon ſo früh in Vergeſſenheit geraten zu ſein, daß heutzutage nicht einmal mehr ſein Geburtsjahr feſtgeſtellt werden kann. Nur eine unſichere Schlußfolgerung erlaubt uns, dasſelbe in die erſte Hälfte des zweiten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts zu verlegen. Sein Gedicht Il vendemmiatore („Der Winzer"), welches 1534 zuerſt gedruckt worden, wird nämlich von ihm ſelber in einer ſpäteren Canzone an Papſt Paul IV. als ein Erzeugnis jugendlicher Frivolität bezeichnet.

Dieſes Jugendwerk beſteht aus formell vollendeten Stanzen (Ottave-rime), die aber einen allerdings bedenklich obſcönen Inhalt haben. Ein Winzer redet bei der Weinleſe die Winzerinnen und überhaupt die Donnas an und fordert ſie in höchſt zweideutigen, manchmal ſogar eindeutigen, meiſt vom Weinbau, Gartenbau, Ackerbau entnommenen Bildern auf, „die Blume zu pflücken, ſolange ſie blüht" und der Liebe freies Spiel zu geben. Eine deutſche Überſetzung würde möglicherweiſe in den Rahmen der noch bevorſtehenden lex Heinze fallen. Die Verſe ſollten eben „fescen-

niniſche“ ſein. Im ehemaligen Großgriechenland hatte ſich nämlich die bacchiſche Laune und „feſcenniniſche“ Stimmung, mit der ſelbſt die bärtigen Römer in ihrer keuſcheſten Periode die Weinleſe feierten, auch durch das fromme Mittelalter hindurch gewohnheitsrechtlich erhalten. In ſeinem Widmungsſchreiben an Carraſa, einen neapolitaniſchen Edelmann und ſeinen Freund, ſchreibt Taſſillo darüber, wie folgt: „In jedem anderen Lande, als dem meinen, wohin dieſe Reime gebracht würden, würden ſie ihre Anmut verlieren, wenn ſie ſolche überhaupt beſitzen; und dies zumal, wenn ſie Leuten in die Hände fielen, die den Brauch meiner Heimat nicht kennen. Dieſer Brauch geſtattet nämlich zur Zeit der Weinleſe dem niedrigſten Arbeiter dem vornehmſten Herrn und der vornehmſten Dame die gröbſten Anſtößigkeiten zu bieten, zumal wenn er (der Winzer) auf der Leiter an einem Baum ſteht und die Trauben pflückt*) und nun die zufällig Vorüberkommenden anredet, und in dieſer Situation iſt eben mein Winzer zu denken, der die Trauben ſchneidet und den untenſtehenden Frauen zuwirft.“ — Näheres über dieſe antike „feſcenniniſche“ Sitte findet ſich bei Ambrogio Leone, in ſeiner Geſchichte Nolas (Historia Nolana lib. III. c. 14):

At vero vindemiatores ea die, qua pro quoquam vindemiam faciunt, atque per totum vindemiae tempus, Baccho deo pleni esse ac furere prorsus videntur. Tria enim praeter omnem consuetudinem factitant; esum, vindemiam, clamorem lascivientium. — In agro quin

*) Die in Süditalien bekanntlich an hohen von Baum zu Baum reichenden Reben gezogen werden.

etiam, in quo vindemiant, semper pudibunda vindemiando inclamant obscoenasque quisque partes suis nominibus pronunciantes, veneres vel obscoenissimas se optare exclamant, more loci eos absolutos ferente. Monentem vero, si quis eos castigare velit, derident ac exerta lingua contemnunt oreque ipso in eum oppedunt: pudor nullus, reverentia omnis deleta est in eis, loquendi summa licentia atque arrogantia in promptu est. Demum non homines videntur, sed Satyri ac Bacchi sacerdotes petulantes, injurii, lascivientes. Postquam vero vindemia exacta est, omnia sanant oblivionique omnem illam obscoenitatem mandant etc.*)

Daß Tansillo übrigens bei aller Obscönität der Einzelheiten in der That wie Aristophanes als ungezogener Liebling der Musen seinem Gedichte eine Anmut zu geben verstand, die das Ganze, wenn so etwas überhaupt „geadelt" werden könnte, wenigstens ästhetisch adelt, dafür mögen einige Verse als Probe

*) Die Winzer aber scheinen an dem Tage, wo sie für jemand die Traubenlese besorgen und überhaupt während der ganzen Weinernte voller Bacchustaumel und geradezu toll zu sein. Dreierlei Dinge üben sie gegen alles gewöhnliche Maß aus: Essen, Weinlese und übermütigen Lärm. Ja, auf dem Felde selbst, wo sie Trauben schneiden, rufen sie unaufhörlich unverschämte Worte und sprechen von unzüchtigen Dingen, als wenn ihre Gier nur auf unsittlichste Wollust gerichtet wäre. Es ist Landessitte, diese Ungebundenheit zu dulden. Wenn aber Einer darüber mit ihnen schelten sollte, so lachen sie ihn aus und strecken wohl gar die Zunge vor ihm aus: keine Scham; alle Ehrfurcht scheint ausgetilgt zu sein, die größte Zügellosigkeit in Reden und allgemeine Ausgelassenheit wird zur Schau getragen. Kurz, sie treten nicht mehr wie Menschen, sondern wie Satyren und Bacchuspriester auf. Sobald aber die Weinlese beendet ist, werden sie wieder vernünftig und geben alle jene Unzucht der Vergessenheit anheim u. s. w.

dienen, die Bruno seinem Spaccio eingeflochten hat, und die in meiner Übersetzung (s. Reformation des Himmels, S. 233) folgendermaßen lauten:

Laßt fahren die Schatten! Das Wahre ergreift!
Ein Thor, der vom Heute zum Morgen schweift.
Dem Windspiel gleicht er, des sinnloser Mut
Nach dem Trugbilde schnappt in der spiegelnden Flut
Und den Bissen verliert, den im Maul es hält;
Nicht Weisheit ist's, der solch' Opfer gefällt!
Was sucht Ihr das Paradies in der Ferne?
In der eig'nen Brust sind des Schicksals Sterne!
Wer sein Glück verscherzet in dieser Welt,
Hofft vergeblich, da drüben sei's besser bestellt.
Denn der Himmel verschmäht es, noch einmal zu geben
Die Gaben, die Ihr verschmäht habt im Leben:
Im Wahn, Dich zum Himmel emporzuringen,
Willst Du hier erst Dein Leben im Elend verbringen?
Dich im traurigen Irrtum verdammen zur Pein,
Gen Himmel Dich sehnend in der Hölle sein?*)

Solche und viele ähnliche zum Lebensgenuß auffordernde Verse erscheinen fast wie Anticipationen zu Schillers Resignation:

„Die Schuldverschreibung lautet an die Toten,"
Hohnlächelte die Welt;
„Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten Dir geboten,
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt!"

*) Lasciate l'ombre ed abbracciate il vero,
Non cangiate il presente col futuro.
Io di goder lassu gia non dispero,
Ma per viver piu lieto e piu sicuro,
Godo il presente e del futuro spero etc.

Stellenweise könnte man aus dem Gedicht sogar kraß kommunistische Tendenzen entnehmen, so, wenn es vom goldenen Zeitalter rühmt, daß damals die Welt das lästige Gesetz der Ehe und das Mein und Dein nicht kannte:

Ne femina sapea nè sapeva uomo
Che cosa fosse onor, che viver casto,

ferner:

Non avea il mondo allor ne Mio, ne Tuo,
Fiera semenza, onde ogni mal nacesse.

Übrigens finden sich derartige Anklänge an die modernen Bestrebungen der „Emanzipation des Fleisches" auch schon bei Tasso (Aminta).

Es kann uns nicht Wunder nehmen, daß ein solches Buch von der päpstlichen Zensur sofort auf den Index gesetzt wurde. Dieselbe ging aber in ihrer Entrüstung noch weiter, sie untersagte jetzt von vornherein den Druck aller fernerweit noch etwa von Tansillo zu schreibenden Bücher. Lange hat sich Tansillo vergeblich um die Aufhebung dieses Verbots bemüht. Erst im Jahre 1559 erlangte er durch eine reuige Canzone, die er dem Papst Paul IV. widmete, von diesem ein Dekret, das nicht nur seine sonstigen Schriften freigab, sondern sogar auch die Streichung des Vendemmiatore vom Index verfügte. Fortan widmete sich Tansillo, getreu dem in seiner Canzone an Paul IV. gegebenen Versprechen, vorwiegend der religiösen Dichtung und arbeitete bis zu seinem Lebensende an dem großen Epos: Le Lagrime di San Pietro (Die Thränen des heiligen Petrus).

Dieſes aus 15 Geſängen von durchſchnittlich je 100 Ottaverime beſtehende Gedicht, das von der Verleugnung des Herrn durch Petrus und ſeiner beim dritten Hahnenſchrei erwachenden Reue ausgeht, iſt allerdings mehr lyriſch und ſelbſt allegoriſch, als epiſch. Es enthält, auch abgeſehen von ſeiner formellen Vollendung, inhaltlich große Schönheiten, wie ſchon der Stoff, das Problem der tiefen religiöſen Reue, ahnen läßt.

Vom äußeren Leben Taſſillos iſt im übrigen nicht viel mehr bekannt, als daß er als Cavaliero am Hofe des ſpaniſchen Vicekönigs von Neapel, des Don Pietro Toledo, Marcheſe von Villa Franca in hoher Gunſt geſtanden, ganz beſonders bei dem Sohne des Vicekönigs, dem General Don Garcia, in deſſen Stabe er auch die große Expedition Kaiſer Karls V. nach Afrika gegen Algier und die Berberei im Jahre 1540 mitgemacht hat. (Einen leſenswerten Bericht über dieſe Expedition von einem deutſchen Mitkämpfer Namens Chriſtoph von Bernſtein — es zogen zahlreiche deutſche Truppen mit — findet man in der Sammlung von Bülau, „Geheime Geſchichten und rätſelhafte Menſchen“. Bd. VII.)

Der Zeitgenoſſe Taſſillos, Ortenſio Landi, erwähnt ihn bei Gelegenheit dieſes Unternehmens als einen Poeta amoroso e Soldato ardito, alſo als einen ebenſo tapferen Soldaten, wie verliebten Dichter. Darnach ſcheint er ſich auch militäriſch ausgezeichnet zu haben.

Taſſillos Todesjahr iſt ebenſo ungewiß, wie ſein Geburtsjahr. Der Herausgeber eines Neudrucks ſeiner Lagrime di San Pietro im Jahre 1738, Tommaſo Coſto (Venezia, Francesco Piacentini), vermutet, daß er kurz vor oder nach 1580 geſtorben ſei.

Ebenſo wie die Lagrime di San Pietro, ſein Hauptwerk (wenigſtens in ſeiner Vollendung), ſcheinen auch die meiſten ſeiner ſonſtigen Gedichte, Sonette und Canzonen, erſt nach ſeinem Tode im Druck erſchienen zu ſein. Vergl. Notizie intorno alle rime e alla persona di Tansillo (in der eben erwähnten venetianiſchen Ausgabe). Gerade dadurch iſt nun leider eine große Unſicherheit über die ihm wirklich zuzuſchreibenden Werke entſtanden. Denn nachweisbar hat man nach ſeinem Tode auch einzelne Machwerke unter ſeinem Namen herausgegeben, die nicht von ihm herrühren. Außer Zweifel iſt dies der Fall mit den beiden Komödien: Il Finto und Il Sofista, welche identiſch ſind mit den beiden durch die päpſtliche Zenſur verboteuen Produkten des ſchlüpfrig-frivolen berüchtigten Aretino; der Verleger hat offenbar die inzwiſchen durch päpſtliches Dekret ſanktionierte Schutzmarke Tauſillos dieſen beiden von Aretino unter den Titeln: L'Hypocrito und Il Filosofo herausgegebenen Machwerken aufgeklebt, um ſie ſo wieder auf den Büchermarkt zu ſchmuggeln.

Auch ein ziemlich unbedeutendes Gedicht: La Balia, die Amme, das in mehr als hundert Terzinen den Müttern ans Herz legt, ihre Kinder ſelber zu ſäugen, ſcheint mir ein untergeſchobenes Kind zu ſein, da ſich von Tauſillos Geiſt wenig darin entdecken läßt.

Umgekehrt iſt es dem Tauſillo gerade mit einem Teil ſeiner bedeutendſten Erzeugniſſe, ſeinen Sonetten, ergangen. Und damit komme ich auf das Verhältnis des Dichter-Philoſophen Giordano Bruno zu ihm.

Tauſillo ſcheint ein Lieblingsdichter des Nolaners geweſen zu ſein. Ich erwähnte bereits, daß er ihn im Spaccio mit Verſen aus dem vendemmiatore anführt.

In derſelben Schrift Brunos findet ſich noch ein zweites Zitat aus dem vendemmiatore, das allerdings bei Vergleichung mit dem eigentlichen Text eine gewiſſe Freiheit Brunos im Anführen ſolcher Zitate aufweiſt. Bruno ſchreibt im Spaccio III (meine Überſetzung, Reformation des Himmels, S. 219): „Deshalb ſagt auch der Nolaner Tanſillo ſehr ſchön:

„Wer immer in des Lebens Sommertagen
Nicht undankbar des Himmels Gaben ehrte,
Weß Herz für hohe That nicht matt und flau geſchlagen,
Die Pfunde nutzend, die ihm Gott beſcherte,
Der ſieht es friedlich, wenn nun Eis und Schnee
Die Stoppelfelder deckt; ihm thut's nicht weh;
Bleicht auch ſein Haar und runzeln ſich die Wangen,
Es ändert ſich ſein Leben und Verlangen,
Der Landmann, der der Ernte Pflicht gethan,
Sieht ohne Schmerz die Winternächte nahn."

Dieſe Verſe entſprechen der italieniſchen Stanze im vendemmiatore 6:

Godon le Donne, che son grate al cielo
E i cor non han qual voi rigidi e crudi,
Le stagioni liete; e poi che neve e gelo
Cedon sui colli e d'erbe e di fior nudi,
Non han di che dolersi; ancor che pelo
Cangiando e volto, cangin vita e studi,
Non ha l'agricoltor di che si doglia,
Perche al debito tempo il frutto coglia.

Es iſt nicht die Freiheit meiner deutſchen Überſetzung, was die Hauptabweichung derſelben vom

italieniſchen Text ausmacht, ſondern Bruno ſelbſt hat den Inhalt der zitierten Verſe bereits durch einige Abänderungen aus dem Erotiſchen bei Taſſillo in das Heroiſche übertragen; er zitiert:

Godon quei, che non son ingrati al cielo
E ad alte imprese non fur freddi e rudi, etc.

Eine ganz hervorragende Rolle aber ſpielt der Dichter Taſſillo in dem eigentümlichen Werke Brunos, das den Titel führt: degli eroici furori, in dem in dialogiſcher Form eine große Anzahl von Sonetten interpretiert und ſo zur Darſtellung einer halb myſtiſchen Spekulation über das Schöne (im Sinne Potins) benutzt werden. Im erſten Teil dieſer Dialoge führt nämlich Taſſillo das Hauptwort. Man hat nun bislang faſt allgemein angenommen, daß ſämtliche Sonette in dieſen Dialogen ebenſo wie die proſaiſche Ausführung ſelbſt von Bruno verfaßt ſeien, und daß Taſſillo nur ſozuſagen ehrenhalber, wie z. B. Albertino Gentilis in einem früheren Dialoge als Unterrednername eingeführt ſei. So findet man denn vielfach ſelbſt in den beſten wiſſenſchaftlichen Schriften über Giordano Bruno, beiſpielshalber M. Carrière, „Die philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit“ S. 411, allgemein folgendes Sonett als geiſtiges Eigentum über Giordano Bruno figurieren:

Der ſchönen Sehnſucht breit' ich aus die Schwingen;
Je höher mich der Lüfte Hauch erheben,
So freier ſoll der ſtolze Flügel ſchweben,
Die Welt verachtend himmelwärts zu dringen.

Und mögt ihr mich dem Ikarus vergleichen,
Nur höher noch entfalt' ich mein Gefieder.
Wohl ahn' ich selbst, einst stürz' ich tot darnieder;
Welch' Leben doch kann meinen Tod erreichen?

Und fragt mich auch das Herz einmal mit Zagen:
Wohin, Verwegner, fliegst du? Wehe! Wehe!
Die Buße folgt auf allzu kühnes Wagen!

Den Sturz nicht fürchte, ruf' ich, aus der Höhe!
Auf, durch's Gewölk empor! Und stirb zufrieden,
Ward dir ein ruhmreich edler Tod beschieden!

Ich selbst habe mich zeitweilig diesem Irrtum angeschlossen, so noch in meinen „Lichtstrahlen aus Giordano Brunos Werken". Leipzig, 1891 (Rauert & Rocco), S. 40.

Ein großer Vorwurf kann dieserhalb bei der ganz unverdienten Verschollenheit des italienischen Dichters den deutschen Bruno-Forscher um so weniger treffen, als fast die ganze italienische Litteratur über Bruno, welche sehr zahlreich ist, demselben Irrtum folgt, was noch besonders auffällig bei der im Jahre 1890 erfolgten Denkmalsfeier zu Rom, wo gerade dieses Sonett sehr viel zitiert worden ist, hervortrat. Ich glaube, die italienische Bruno-Litteratur, wenigstens die einigermaßen beachtenswerten Erscheinungen derselben, so ziemlich zu übersehen. Nur der eine Professor Fiorentino, der erst kürzlich auf Staatskosten die Gesamtausgabe der Werke Brunos besorgt hat, schreibt dieses Sonett richtig dem Tansillo zu. Er erntet dafür aber noch von David Levi, in dessen Schrift: Giordano Bruno, Torino 1887, in einer Note S. 233, folgende, ziemlich süffisante Zurechtweisung:

Il rammaricato professore Fiorentino, il quale volle attribuire questo sonetto al Tansillo, crediamo si sia opposto al vero. Egli fu indotto in errore da queste parole che Bruno fa pronunziare al Tansillo — „a cotal proposito feci questo sonetto.“ — Ma il dotto professore forse non osservó che nei dialoghi Tansillo è il Nolano stesso e Tansillo è chiamato a commentare i poemi di Bruno. Questi crea e compone, Tansillo esplica e commenta; la forma piu perfetta del verso è il motivo per cui il professore attribuí al Tansillo il sonetto, ma non consideró che il concetto e bruniano, bruniano l'impeto, l'ispirazione, e Bruno era tal genio, che quando voleva e ne aveva agio, poteva vestire le sue poesie delle forma più eleganti, e nelle altre, se non poté dare una forma piu finita, fu perchè improvvisate, riservandosi a maggior agio di ritoccara e meglio finire le sue opere.*)

*) „Der mürriſche Profeſſor Fiorentino, der dieſes Sonett dem Tauſillo zuſchreiben wollte, hat ſich, meine ich, in Widerſpruch gegen die Wahrheit geſetzt. Er wird zu ſeinem Irrtum verleitet durch die Worte, die Bruno den Tauſillo ſprechen läßt: „bei ſolchem Anlaß dichtete ich dieſes Sonett“. — Aber der gelehrte Profeſſor überſah vielleicht, daß in den Dialogen Tauſillo der Nolaner ſelber iſt, und daß Tauſillo berufen wird, die Gedichte des Bruno auszulegen. Dieſer ſchafft und komponiert: Tauſillo erklärt und kommentiert; das Motiv, weswegen er dem Tauſillo dies Sonett beilegt, iſt ſeine vollendetere Versform, aber er bedenkt nicht, daß der Gedanke, der Schwung, die Begeiſterung ganz brunomäßig iſt, und Bruno war ein Genie, das, wenn es wollte, ſeine Poeſien noch in elegantere Formen kleiden konnte, und wenn ſeine ſonſtigen Verſe nicht ſo formvollendet ſind, ſo liegt der Grund in ihrer Improviſation, da er ſich für Zeiten beſſerer Muße vorbehielt, ſeine Werke wieder vorzunehmen und zu verbeſſern.“

Ich muß hier Herrn Fiorentino zu Hilfe kommen. Der zwingende Beweis, daß dieſes Sonett, wie noch drei andere, die ſich in den eroici furori finden, die ich gleich mitteilen will, nicht von Bruno, ſondern von Tanſillo ſelber herrühren, ergiebt ſich durch die Einſicht in die gedruckte Sammlung der Sonette und Canzonen Tanſillos ſelber. Mir liegt als älteſter Druck freilich nur die ſchon erwähnte Ausgabe der Lagrime di San Pietro vor, die in ihrem Anhang auch die Sonette und Canzonen bietet. Das Sonett findet ſich hier als 26. der aus ca. 200 Nummern beſtehenden Sammlung. Der etwaige Einwand, es habe ſich durch einen ähnlichen Irrtum, wie ihn Herr David Levi dem Profeſſor Fiorentino unterhielt, in dieſe Sammlung aus den eroici furori Brunos verirrt, würde völlig haltlos ſein. Denn dieſe 1738 erſchienene Tanſillo-Ausgabe eines gelehrten katholiſchen Herausgebers wird ſchwerlich aus der verfehmten Quelle Brunoſcher Schriften nachgeſchöpft haben; nebenbei bemerkt waren damals Brunos dialoghi degli eroici furori ein nahezu verſchollenes Buch, von dem in Italien nur ein oder zwei Exemplare exiſtierten. Dadurch iſt erwieſen, daß Bruno diejenigen Sonette ſeiner Schrift, die er ſelber dem Tanſillo in den Mund legt, auch dem Tanſillo als Verfaſſer zuſpricht und ſelber ſie weder gedichtet hat noch ſich mit ihrem geiſtigen Eigentum brüſten will. Und ſo finden wir denn auch richtig noch folgende drei Sonette, die ich hier in eigener Überſetzung gebe, als Nr. 27, 28 und 33 der Coſtoſchen Sammlung wieder. (Bei Bruno, degli eroici furori Nr. 13, 5, 6.)

Nr. 27*) (Nr. 13 bei Bruno).

Schön sind die Flammen, ehrenvoll die Ketten,
Die Schönheit angefacht, geschmiedet Ehre,
Dies Feuer, dessen Glut mich nicht verzehre,
Vorm kalten Winterhauch soll es mich retten!

Die Freiheit flieh' ich, die an vielen Stätten
Frech sich ergeht in Eitelkeit und Leere;
Die Fessel, die mich hält, ist so geschmückt
Mit Blumen, daß ihr Opfer sie entzückt.

Dem Himmel nur kann dieses Licht entstammen,
Das meinen Geist, mein Wollen aufwärts reißt,
Das Herz umlodernd mit den schönsten Flammen!

Zur Asche brenn' es! Dennoch ohne Bangen
Bis du gelangest zu des Himmels Thoren,
Sei dienstbar, Schatten! Stirbt doch das Verlangen,
Sobald erst der Gedanke wird geboren!

---

*) Original bei Tansillo:

D'un si bel foco e d'un si nobil laccio
Beltà m'incende ed' onestà m'annoda,
Che in fiamma e'n servitù convien ch'io goda,
Fugga la libertade, e tema il ghiaccio.

L'incendio, è tal, ch'io ardo, e non mi sfaccio,
E'l nodo è tal, che'l mondo meco il loda,
Nè mi gela timor, nè duol mi snoda,
Ma tranquillo è l'ardor, dolce l'impaccio.

Scorgo tanto alto il lume, che m'infiamma.
E'l laccio ordito di si ricco stame,
Che nascendo il pensier, more'l disio.

Poi che mi splende al cor si bella fiamma,
E mi stringe il voler sì bel legame,
Sia serva l'ombra, ed arda il cener mio.

Nr. 28 bei Tansillo*) (Nr. 5 bei Bruno).

Süß ist und ehrenvoll die tiefe Wunde
Vom Pfeil, den Amors Bogen blitzend sendet;
Mit lichter Lohe, die das Auge blendet,
Im Herzen flammt der Pfeil seit jener Stunde.

Kein heilsam Kraut und keine Zauberkunde,
Nicht Magier-Heilkunst werde dran verschwendet!
Denn solche Wonnen kennt nicht der Gesunde,
Wie mir der Liebe Fieberwahn sie spendet.

O Schmerz der Liebe! Selig wunderbar
Erquicken und entzücken deine Qualen!
Verwünscht' ich dich, wär' aller Ehr' ich bar!

Geliebte mit dem Sonnenaugenpaar!
Verdopple deines Flammenblickes Strahlen!
Laß immerfort mit Schmerz mich solche Lust bezahlen!

---

*) Cara, soave, ed onorata piaga
Del piu bel dardo, che mai scelse Amore,
Alto, leggiadro e prezioso ardore,
Che gir fai l'alma di sempre arder vaga.

Qual virtu d'erbe, o forza d'arte maga
Vi torrà mai dal centro del mio core,
Se chi vi porge ognor fresco vigore,
Quanto più mi tormenta, più m' appaga?

Dolce mio duol, novo del mondo, e raro
Quando io del peso tuo girò mai scarco
Se'l rimedio m'è noja, è'l mal diletto?

Occhi, del mio Signor favelle, ed arco,
Doppiate fiamme a l'alma e strali al petto,
Poi che'l languir m'è dolce, e l'ardor caro.

Digitized by Google

Nr. 33 bei Tanſillo*) (Nr. 6 bei Bruno).

O du der Liebe und des Neides Kind,
O Eiferſucht, Dien'rin der Pein, der Flecken
Geringſten kann dein Argusblick entdecken,
Doch für das Gute biſt du maulwurfsblind.

Verderbliche Harpyie, Wüſtenwind,
Der ſich erfrecht, den holden Mai zu ſchrecken,
Mit trocknem Staub die Blüten zu bedecken,
Die deiner eignen Mutter Hoffnung ſind!

Du öffneſt tauſend Pforten allem Böſen;
Dir ſelber ekelhaft, kehrſt du in Pein
Den Reiz der Liebe! Willſt du nie uns laſſen?

Ach könnt' ich doch aus deinem Bann ſie löſen,
Um ſo viel ſüßer könnte Liebe ſein,
Als dieſe Welt wär', frei vom Tod und Haſſen!

---

*) O d'invidia, e d'amor figlia si ria,
Che le gioje del padre volgi in pene,
Cauto Argo al male e cieca talpa al bene,
Ministra di tormento, Gelosia;

Tesifone infernal, fetida Arpia,
Che l'altrui dolce rapi, ed avvelene.
Austro crudel, per cui languir conviene
Il più bel fior de la speranza mia.

Fiera da te medesma disamata,
Angel di duol, non d'altro mai presago,
Tema, ch'entri in un cor per mille porte;

Se si potesse a te chiuder l'entrata,
Tanto il regno d'Amor saria più vago,
Quanto il mondo senza odio e senza morte.

Andere Sonette aus den eroici furori Brunos als dieſe vier habe ich allerdings in der Sammlung der Sonette und Canzonen Tanſillos nicht wiedergefunden. Dennoch würde der Schluß übereilt ſein, daß darum wenigſtens die übrigen 66 Sonette in dieſen Dialogen (im Ganzen ſind es 71) als zweifellos von Bruno ſelber herrührend gelten könnten. Bei einigen wird allerdings ausdrücklich die Autorſchaft des Philoſophen hervorgehoben (z. B. 14. disse il Nolano und a. a. O.), auch iſt der furioso ſelbſt natürlich identiſch mit Bruno; alle Sonette alſo, die eingeführt werden mit dice il furioso, continua u. ſ. w., il furioso halte ich für Brunos geiſtiges Eigentum. Dennoch iſt letzteres nicht ganz unzweifelhaft, wenigſtens bei ſolchen Sonetten, die ohne ausdrückliche Bezeichnung des Verfaſſers in den Text eingelegt ſind.

Die Möglichkeit ſcheint mir nicht ausgeſchloſſen zu ſein, daß noch einzelne Sonette Tanſillos ſich in Brunos eroici furori erhalten haben, welche ſich in den geſammelten Dichtungen Tanſillos *nicht* finden. Brunos Jugend, ſein Aufenthalt in Nola und Neapel fiel in eine Zeit, in welcher Tanſillo noch am Leben war. Brunos Flucht fällt in das Jahr 1576.

Die auffällige Bezugnahme auf Tanſillo, vor allem die ehrenvolle Rolle, die Bruno ihm in ſeinen Dialogen degli eroici furori zuteilt, in einer Schrift, die uns ſein innerſtes Gemüts- und Geiſtesleben zu enthüllen beſtimmt iſt, läßt ebenſo wie die unverkennbare Anlehnung Brunos an Tanſillos dichteriſches Vorbild in ſeinen eigenen Dichtungen darauf ſchließen, daß zwiſchen den beiden Landsleuten auch ein *perſönlicher* Verkehr ſtattgefunden hat. Da, ſo viel ich weiß, um 1576

eine gedruckte Ausgabe der Sonette Tansillos noch nicht erschienen war, wird Bruno diejenigen Sonette, die er ausdrücklich dem Tansillo zuschreibt, von letzterem wahrscheinlich direkt mitgeteilt erhalten haben. Wir wissen, daß Brunos Vater, Gioan Bruno, ebenso wie Tansillo eine militärische Stellung bekleidet hat; Bruno bezeichnet ihn in den venetianischen Inquisitionsprotokollen einfach als Soldato, ohne seine Charge anzugeben. Der Besitz eines wenn auch kleinen Gutes bei Nola und die Bildung, die schon frühzeitig dem Filippo (Giordano) Bruno im Vaterhause zu teil wurde, gestattet uns anzunehmen, daß Gioan Bruno kein gemeiner Landsknecht war, sondern irgend eine Offizierstelle bekleidete. Was liegt da näher, als zwischen zwei Waffenbrüdern innerhalb eines nicht allzu großen Militärverbandes, wie es der neapolitanische war, und zwar zwischen zwei Waffenbrüdern aus derselben Stadt, eine freundschaftliche Verbindung vorauszusetzen, die sich dann ganz besonders auf den hochbegabten Sohn des Gioan Bruno mit einschließen mußte.

Die vier von mir mitgeteilten Sonette werden schon genügen, um von Tansillos dichterischer Bedeutung eine angemessene Vorstellung zu geben. Bekanntschaft mit den übrigen Sonetten Tansillos dürfte aber manchen Leser dazu bestimmen, dem Urteil des Kritikers Stigliani beizupflichten, der sie sogar den Sonetten Petrarcas vorzieht.*) Brunos Dichterruhm erleidet aber keine

*) Eine Auswahl von 46 Sonetten Brunos und Tansillos nebst einigen anderen Versen dieser beiden Dichter der Spätrenaissance findet der Leser in meiner Übersetzung in der soeben unter dem Gesamt-Titel: „Lorbeer und Rose“ im Verlag von Hugo Andres & Co. (Frankfurt a. Oder) erscheinenden Gedichtsammlung.

Beeinträchtigung dadurch, daß ihm die Sonette, welche er ſelbſt dem Tauſillo zuſchreibt, abgeſetzt werden. Denn es bleibt ihm immer noch ein ſtattlicher Perlenkranz in ſeinen eroici furori übrig von unbeſtrittenermaßen ihm eigenen Sonetten, die, wenn auch nicht immer durch vollendete Form, ſo doch inhaltlich durch Glut der Empfindung und Gedankentiefe Unſterblichkeit verdienen.

Die Liebesgeſchichte Tauſillos.

Ein ſeltſamer Zufall hat es gefügt, daß genau um dieſelbe Zeit, in welcher die Preußiſchen Jahrbücher zuerſt vorſtehende litterariſche und biographiſche Notizen über Tauſillo brachten, Herr R. Garnett, Bibliothekar am Britiſchen Muſeum, in dem neuen engliſchen Illustrated Quartely „The Jellow Book“ eine denſelben Gegenſtand behandelnde Studie nebſt einer Auswahl wohlgelungener engliſcher Überſetzungen Tauſilloſcher Sonette veröffentlichte. Herr Garnett, dem meine Arbeit nicht entging, hatte die Güte, mir ſeinen Eſſay, der hinſichtlich des wichtigſten Punktes, nämlich des bereits von Fiorentino aufgewieſenen geiſtigen Eigentums Tauſillos an einigen früher vielfach dem Giordano Bruno zugeſchriebenen Sonetten durchaus mit mir übereinkommt, mitzuteilen. Ich bin dadurch über eine Thatſache belehrt worden, die mir ſelbſt nur, weil mir die 1882 erſchienene neueſte Ausgabe der Werke Tauſillos von Fiorentino leider nicht zugänglich war, entgehen konnte, und die intereſſant genug iſt, um ſie den Leſern nachträglich noch zur Kenntnis zu bringen.

Daß Bruno ſeiner philoſophiſchen Tendenz entſprechend den Tauſilloſchen Zitaten, oft ſogar unter

freier Abänderung einzelner Worte, eine ganz andere Bedeutung untergelegt hat, als ihnen ursprünglich zukommt, daß der Gegenstand der Tansilloschen Lyrik ein rein erotischer ist, hatte ich bereits bemerkt. Dem Forscherfleiße Fiorentinos aber ist es sogar gelungen, die individuelle Liebesgeschichte, welche die Veranlassung des Tansilloschen Sonettenkranzes bildet, wieder aufzudecken. Dieselbe erinnert an eine in der Psychologie der Lyrik bereits vielfach bemerkte und neuerdings von Ed. v. Hartmann in seiner Ästhetik (II. S. 54 ff.) vortrefflich begründete, dem Lebensglück der Dichter oft gefährliche Neigung der dichterisch veranlagten Natur zu Liebesverhältnissen, die, sobald sie das rein platonisch-ästhetische Grenzgebiet überschreiten, recht bedenklich erscheinen können. Schon Bruno bemerkt, daß Catull vielleicht für seine Lesbia nicht so geschwärmt hätte, wäre sie mit ihm statt mit einem anderen verheiratet gewesen, und fügt erläuternd hinzu: „Nitimur in vetitum.“ Und von Catull bis auf Hölderlin verdanken wir derartigen Hindernissen und Bedenklichkeiten gerade die wärmsten und schönsten Erzeugnisse erotischer Lyrik. Auch die Geliebte Tansillos gehörte einem anderen; und Tansillos Leidenschaft erscheint um so verwegener, wenn wir von Fiorentino erfahren, daß es die Gemahlin seines höchsten militärischen Vorgesetzten war, die ihn zu seinen Sonetten begeisterte, nämlich die schöne Maria d'Aragona, die Gemahlin eben jenes Marchese del Vasto, den Kaiser Karl V. an die Spitze der Expedition nach Tunis stellte, an der ja auch Tansillo teilnahm. Es würde zu viel Raum erfordern, wollte ich hier den von Fiorentino am Leitfaden der Lebensgeschichte Tansillos und seiner Geliebten unter Beifügung der einzelnen

dadurch hell beleuchteten Sonette den Nachweis dieſer Liebesgeſchichte wiederholen. Wer ſich dafür und für Tanſillo überhaupt näher intereſſirt, ſei auf die Erläuterungen Fiorentinos zu ſeiner im Jahre 1882 erſchienenen neuen Ausgabe der Werke Tanſillos und auf den zu Anfang erwähnten Aufſatz Garnetts (The Jellow Book, I. S. 236—249) aufmerkſam gemacht.

Hier nur ſoviel, daß Maria d'Aragona es ſich zwar gefallen ließ, als Stern der Poeſie eines Tauſillo zu glänzen, daß ſie jedoch, wie Garnett bemerkt, wenn ſie überhaupt über „viel Herz" zu verfügen hatte, ſich wohl gehütet zu haben ſcheint, dem armen Edelmann und Günſtling Don Garvias de Toledo, allzuviel von dieſem Herzen, geſchweige denn einen Platz an dieſem Herzen zu vergönnen. Tanſillo aber litt ganze 16 Jahre lang an ſeiner unglücklichen Leidenſchaft, die auch dann nicht ganz erloſchen zu ſein ſcheint, als er im Jahre 1550 ſelbſt zu einer Heirat ſich verſtand. Sein Gedicht: la Balia, wenn es überhaupt authentiſch iſt, was man wegen des matten dichteriſchen Fluges faſt bezweifeln möchte, iſt das einzige ſeiner Gattin gewidmete. Dagegen hat er die am 9. November 1568 geſtorbene Maria d'Aragona noch ſpäter in Terzinen, die freilich den hohen Schwung der Sonette bei Weitem nicht mehr erreichen, beklagt.

Das ſchwungvollſte ſeiner Sonette:

„Der ſchönen Sehnſucht breit' ich aus die Schwingen",

erhält alſo durch die hohe Stellung ſeiner Geliebten und die Verwegenheit ſeiner eigenen Leidenſchaft erſt die richtige und damit von dem philoſophiſchen Sinne, für den Bruno es verwertet, allerdings weit verſchiedene Bedeutung.

Muratori (in seinem Aufsatz della perfetta poesia) behält Recht, wenn er gegen jede tiefsinnigere Deutung protestierend dieses Sonett mit der nüchternen Bemerkung erklärt: volea dire che s'era imbarcato in un amor troppo alto, e s'andava facendo corragio. (Er wollte damit sagen, daß er sich in eine allzu vornehme Liebschaft eingelassen habe und sich damit Mut machen.)

Daß es nur die Liebe ist, welche dieses Sonett beflügelt, konnte Muratori auch ohne Kenntnis der biographischen Notiz, die uns Fiorentino giebt, schon aus dem, diesem Sonett voraufgehenden entnehmen, mit dessen folgender deutschen Übersetzung ich abschließe:

Die Liebe läßt mich kühn die Schwingen regen.
Beflügelt hat sie mich mit dem Bestreben,
Mich höher, immer höher zu erheben,
Um an des Himmels Thürschloß Hand zu legen.

Mein Selbstvertrau'n macht Liebe so verwegen,
— Und schwindelts Euch, seht Ihr so hoch mich schweben,
Mein hoher Sinn verschmäht ein niedres Leben,
Nichts ist am Tod, doch viel am Ruhm gelegen.

Mag Ikarus, den gleicher Mut beseelte,
Gestürzt sein, weil der Schwingen Wachs zerging,
Er gab dem Meer, drin er versank, den Namen:

So wen'ger darf mein eigner Mut erlahmen,
So mehr acht' ich des Lebens Wert gering,
Als herrlicher das Ziel ist, daß ich wählte.

III.

Die Herzöge Julius und Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel und ihre Beziehungen zu Giordano Bruno.

1. Herzog Julius.

Den Julius-Brunnen zu Harzburg schmückt eine Steintafel mit einer Denkschrift auf seinen Begründer, den Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, von dem sie rühmt, daß

„Sein Schöpfergeist, der eignen Zeit Jahrhunderte voraus,
Des Harzes Erz, den Soolquell Julius-Hall
Und freiem Denken neue Bahn erschloß."

Die Inschrift ist so wahr, wie ihr Stil lapidar ist. Unter allen deutschen Fürsten des geistig und religiös tief erregten 16. Jahrhunderts verdient kaum einer in dem Grade das allgemeinste kulturhistorische und persönliche Interesse, wie dieser Herzog Julius. Ganz besonders aber wird der Harz, so lange dort die Tanne grünt und das Erz wächst und der fromme Bergmann die frische freie Gebirgsluft mit seinem „Glück auf!" begrüßt, sich dieser herrlichen Fürstengestalt mit Dankbarkeit erinnern; er verdankt dem Herzog Julius seine Erschließung für Wohlstand und Kultur.

Die Jugendzeit dieses Fürsten erinnert lebhaft an Friedrich den Großen, dem er zwar nicht an historischer, wohl aber an persönlich geistiger Bedeutung nahe kommt. Sein Vater, Herzog Heinrich der Jüngere, war eine despotische Natur und vereinigte streng kirchliche Bigoterie mit sündhafter Sinnlichkeit; sein schamloses ehebrecherisches Verhältnis zu der Maitresse Eva von Trott, mit der er 7 oder nach anderer Angabe 10 uneheliche Kinder erzeugte, und insbesondere die zur Vertuschung dieses Verhältnisses von ihm in Szene gesetzte unwürdige Komödie einer Todeserklärung und eines Schein-Begräbnisses derselben findet der Leser, welcher sich für derartige geschichtlich pikante Fürstenskandale interessiert, ausführlich aktenmäßig dargestellt in der „Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde", II. Jahrgang 1869, Heft 1.

Psychologisch ist es verständlich, wenn dieser Despot in dem damals die Kulturwelt bewegenden religionsreformatorischen Kampfe sich als fanatischer Anhänger des Katholizismus und der jesuitischen Gegenreformation bewährte. Als nun nach dem Fall der beiden älteren Söhne in der Schlacht bei Sieversshausen der am 29. Juni 1528 geborene und eines verkrüppelten Fußes wegen ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmte Julius aus tiefstem religiösen Gefühl heraus sich dem evangelischen Glauben zuwandte, entstand ein tragischer Widerstreit zwischen dem regierenden Herrn und dem nunmehrigen Thronerben. Ob zwar Julius kindliche Pietät mit unerschütterlicher Überzeugungstreue in bewunderungswürdiger Weise zu vereinigen verstand, es frommte ihm nichts gegen die brutalste Behandlung von seiten seines Vaters; letzterer trug sich sogar mit dem Gedanken, ihm die Thronfolge zu entziehen und

einem ſeiner im Ehebruch mit der Eva von Trott erzeugten Söhne zuzuwenden. Julius wurde am väterlichen Hofe wie ein Ausgeſtoßener behandelt. „Das Geſinde ſelbſt", ſchreibt Havemann, „Geſchichte der Lande Braunſchweig und Lüneburg" S. 381, „ſpottete des Verſtoßenen, die Hofleute wichen ihm aus oder wählten ihn zum Gegenſtande unedler Scherze; er war ein Bettler an dem reichen Hofe, der ihm als Erbe gehörte, mußte oft ſein Wams ſelbſt „pletzen und flicken und ſeinen Hunger mit Speiſen ſtillen, welche ſeine Schweſtern verſtohlen ihm zubrachten." Als Herzog Heinrich die Ausſichtsloſigkeit, ihm die Thronfolge zu entziehen, einſah, ſchritt er gar zu dem Verſuche, ihn durch ſtrenge Haft zur Aufgabe der evangeliſchen Ketzerei zu zwingen. Da, im Jahre 1558, flüchtete Julius zu ſeiner an den Markgrafen Hans von Brandenburg verheirateten Schweſter Katharina nach Küſtrin. Von hier aus erſt gelang es, indem ſich ſelbſt der dem evangeliſchen Glauben günſtig geſinnte Kaiſer Maximilian II. ins Mittel legte, ein wenigſtens einigermaßen erträgliches Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn allmählich anzubahnen. Im Jahre 1559 durfte Julius nach Wolfenbüttel zurückkehren. Im Jahre 1560 erhielt er die Genehmigung zu ſeiner Vermählung mit Hedwig, der Tochter des Kurfürſten Joachim von Brandenburg. Dieſe ſchenkte ihm im Jahre 1564 am 14. Oktober den erſtgeborenen Prinzen Heinrich Julius. Nach deſſen Geburt, ſo erzählt der Chroniſt Algermann, trat der regierende Herr mit dem ihm eigenen Ungeſtüm ins Gemach der Wöchnerin und fragte die fürſtliche Frau, „wo ihr Krabbe wäre?" Erſchrocken und keines Wortes mächtig deutet Hedwig auf die Wiege. Der Greis aber ſchreitet hinzu, hebt das ihn lieblich anlächelnde

„Herrelein" auf den Arm, zieht sein Schwert, und während die Mutter in der Angst des Todes in die Knie sinkt und um Gnade fleht, legt er das blanke Eisen auf des Knaben Brust und spricht: „Du sasst nu myn leeve Soen syn! awerst Dien Vadder, dat — — — da nich!" Dennoch scheint diese großväterliche Zärtlichkeit auch auf das Verhältnis Heinrichs des Jüngeren zu Julius selbst in seinen letzten Lebensjahren nicht ohne mildernden Einfluß gewesen zu sein.

Im Jahre 1568 starb Heinrich der Jüngere und Herzog Julius übernahm mit dem Wahlspruch: Aliis inserviendo consumor — „Im Dienst für andere verzehre ich mich" — das Steuer des Staates. Diesen Wahlspruch hat er so ernst genommen, wie ihn nur ein Mensch nehmen kann. Es genügt die Hervorhebung seiner Verdienste für „des Harzes Erz" und „das freie Denken", um dies zu beweisen.

Der Bergbau des Harzes hatte bis zum Regierungsantritt des Herzogs Julius einen nur geringen Umfang. Julius brachte ihn binnen kürzester Frist zu einer Blüte, die er wegen der allmählichen Erschöpfung seiner Erzadern schwerlich zum zweiten Male erreichen wird. Er ließ sich aus Heidelberg vom Pfalzgrafen Casimir den berühmten Bergmeister Hans Fischer kommen, welcher gemeinsam mit dem Gelehrten Erasmus Ebener zum erstenmal eine gründliche geognostische Untersuchung des Harzgebirges unternahm und alle derzeitigen technischen Hilfsmittel des Bergbaues in Bereitschaft setzte. Das älteste Harzbergwerk, der Rammelsberg, hatte übrigens schon unter Herzog Heinrich dem Jüngeren eine Ausbeute von 150 Mark Silber wöchentlich geliefert; Julius ließ im Jahre 1570 den „getrosten Juliusstollen" im Meinersberg und gleich darauf den

„Wildemannsſtollen“ und den „getroſten Hedwigsſtollen“ treiben. Schon im Jahre 1576 betrugen die jährlichen Überſchüſſe ſeines geſamten Bergbaues um 84000 Gulden mehr, als unter ſeinem Vorgänger. Er geſteht aber auch ſelbſt in einem Schreiben an den Landgrafen Wilhelm von Heſſen, daß der Bergbau ſeine einzige Leidenſchaft ſei. „Wie andere Chur- und Fürſten“, ſchreibt er, „meiſtenteils dem Jagdteufel anhängig, alſo hats mit uns die Gelegenheit, wie Ew. Gnaden und Liebden zum Teil wiſſen, daß wir dem Bergteufel anhängen.“

Mit dem Bergbau ſteht der Hüttenbetrieb in innigſter Verbindung. Das goslarſche Hüttenwerk, die Eiſenhütte zu Gittelde ſind Schöpfungen des Herzogs Julius. Er ließ auch, nachdem unter ihm die Verwendbarkeit von Schlackengalani und Kupfer zur Herſtellung dieſer Legierung erfunden war, die erſte unterharziſche Meſſinghütte zu Büntheim anlegen. Dem dortigen Meſſingfaktor Caſpar Wiedemeyer ſchreibt er in einer ſeine allgemeine Leutſeligkeit kennzeichnenden Weiſe (1. September 1583) alſo:

„Wir ſein berichtigt, daß Du an einer Hand ein Geſchwere bekommen, hatten gemeint, Du uns daſſelbe geſchrieben haben würdeſt; damit aber gleichwohl ſolchem Geſchwere bei Zeiten vorzukommen ſein muge, alß wir hiermit Dir einen Barbiergeſellen zuſchicken, gnedig bevehlend, daß Du ſeines ratts pflegeſt. Was darauf gehen und Du ihm geben wirdeſt, ſoll Dir in Rechnung paſſiret werden, welches wir Dir nicht verhalten wollen.“*)

*) Holzmann, Hercyniſches Archiv S. 517.

Julius ließ auch zuerst Alabaster und Marmor brechen. In persönlichem wissenschaftlichen Interesse für die Scheidung der Metalle beschäftigte er sich gern mit Chemie. Wer den damaligen Zustand dieser Wissenschaft kennt, wird sich nicht wundern, daß er dabei zunächst auch auf alchemistische Abwege geriet. „Ein verlauffener Pfaffe aus Meißen", Magister Sömmering genannt, verhieß ihm die Bereitung von Lebenselixieren und Verjüngungsessenzen und wußte ihn eine Zeit lang dergestalt zu umgarnen, daß er ihm und seinem Genossen eine Wohnung in der Schloßapotheke zu Wolfenbüttel einräumte. Schließlich warnte die hellblickende Hedwig ihren Gemahl vor dem schwindelhaften Treiben dieser Gesellen. Aus Rache beschloß nun diese Gaunerbande, in Abwesenheit des Herzogs Hedwig samt den fürstlichen Kindern zu ermorden und sich dann mit den herzoglichen Schätzen aus dem Staube zu machen. Der verbrecherische Anschlag ward glücklicherweise rechtzeitig entdeckt, und die alchemistische Bande wurde in der Fastenzeit des Jahres 1575 in Wolfenbüttel hingerichtet.

Wie sehr Herzog Julius durch diese Erfahrung gewitzigt worden war, lehrt folgendes Schreiben an den Landgrafen Wilhelm von Hessen. Derselbe forderte ihn einige Zeit nach jenen alchemistischen Versuchen auf, die geheime Kunst eines Dr. Franciscus Hotomannus, einen Trank zu bereiten, der dem Malvasier gleichzuachten, käuflich von dem Erfinder zu erwerben. Julius antwortete: „Wir haben Ew. Liebden Schreiben samt Uns dabei in einer Flasche überschickten Trank, so von Dr. Hotomanno zugerichtet wird, von E. L. Lackeien wohl verwahrt empfangen und Solches freundlichst vernommen, sagen E. L. für sothane Zufertigung und freundliche Mittheilung wie E. L. darin gespürtes treu-

herziges Wohlmeinen gar freundlichen Dank. Wir für unsere Person aber, als die wir in diesen alten niedersächsischen Landen — welche sich vornehmlich dahin befleißigen, daß sie mit einem Stück gastrigen Specks den Hals schmieren und guten Trunk starken Bieres darauf gießen und damit friedlich sind — geboren und erzogen, sind keine Wein- und Saufteufel, sondern ein Bergteufel und bedürfen dessen Gottlob so hart nicht; dann die Bergleute, wie E. L. wissen, haben dünne Köpfe, dafür starke Getränke nicht dienen und müssen sich mit Kovent und Wasser behelfen."

Großen Wert legte Julius auf die Findung und Erschließung von Mineralquellen, vornehmlich Salzquellen, und auf die Anlegung von Salzwerken. So verdanken ihm Juliushall und Liebenhall ihre Begründung. Der Oberzehuter und Obersalzverwalter Ch. Sander berichtet 1590, der Herzog Julius habe diese Salzwerke so in die Höhe gebracht, ohne Beschwerung der armen Leute, daß sie jährlich 10—13 und mehr tausend Thaler Überschuß gaben.

Daneben führte er zuerst eine rationelle Forstkultur im Harz ein; um den Holzbestand zu schonen, verbot er den Schmieden die Verwendung von Holzkohlen und gewährte ihnen dafür Vergünstigungen bei seinen Steinkohlenbergwerken.

Weitberühmt wurde seine in Gittelde mit Fleiß betriebene Geschützschmiede. Hier wurden jene gewaltigen sog. Feldschlangen, Kanonen, von denen einige 34 Fuß Länge und 93 Pfund Kugelkaliber aufweisen, geschmiedet. Eine derselben, der sog. eiserne „Wilde Mann", bildet jetzt eins der sehenswürdigsten Stücke im Zeughause zu Hannover.

Sie trägt folgende Inschrift:

„Ich heiß der eisern wilde Mann
Mein Feind ich besiegen kann
Heinrich Greber hat mich erdacht
Zacharias Schwicker mich aber gemacht
Aus 1085 Stücken
Gott lasse seine Gnade mehr gelücken —
Herzog Julius von Braunschweig zu
Gittelde ließ mich schmieden
Aus zwei geschmulzten Eisen. Meines
Gleichen kaum sind."

Bemerkenswert ist, daß diese Kanonen mittels eines Keils von hinten geladen wurden.

Eine seiner großartigsten wirtschaftlichen Ideen wurde leider durch den kleinlichen Krämersinn der ihm überall opponierenden, auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Patrizierherrschaft in Braunschweig vereitelt. Er dachte daran, die Weser und Elbe durch ein schiffbares Kanalsystem zu verbinden. Zur Hebung seines Berg- und Hüttenwesens begann er mit gutem Erfolge an der Schiffbarmachung der Radau und Oker.

Die Hebung des Wohlstandes, die Mehrung des Reichtums galt aber einem Julius nur als der notwendige materielle Unterbau für höhere Ideale. Diese seine Ideale waren die schönen Künste, die Wissenschaft und die Religion. Anlangend die schönen Künste kamen freilich seinem guten Willen keine besonders beachtenswerte Talente entgegen; wohl ließ er Maler, Architekten und Bildhauer an seinen Hof kommen, aber es ist nicht seine Schuld, daß keiner derselben es verdient hat, in der Kunstgeschichte genannt zu werden.

Das Zeitalter der verfallenden Renaissance war in Deutschland besonders unfruchtbar an Talenten.

Unter Religion aber verstand er Pflege der Religionsfreiheit in einem für das damalige Zeitalter, das den kirchlichen Gegensatz: cujus regio ejus religio, „wessen Regiment, dessen Religion soll im Lande herrschen", als selbstverständlich hinnahm, unerhörten Sinne. „Obwohl er selbst Protestant war, auch eine große Anzahl seiner Unterthanen die evangelische Lehre angenommen hatte", schreibt der hannöversche Geschichtsschreiber Schaumann, „so zählte doch das Land noch viele Katholiken, und Kampf und Unfrieden hatten bisher unter diesen beiden Glaubensparteien geherrscht. Doch auch diese waren die ewigen Streitigkeiten und Feindseligkeiten, die ihnen nur Kummer und Drangsale gebracht, müde geworden, und Julius that sein möglichstes, das Streben nach Einigkeit unter ihnen zu fördern, allen gerecht zu werden, Protestanten und Katholiken keine Vorrechte untereinander zu gewähren, und ließ so während seiner Regierung die Religion niemals zum Zankapfel werden. Für seine Unterthanen hatte er dabei ein stets offenes Ohr. Frei und ohne Scheu durften sie ihm ihre Klagen und Beschwerden vortragen, und waren sie begründet, so konnte man sicher darauf rechnen, daß von des Fürsten Seite alles geschah, um den Leuten gerecht zu werden. Den Frieden, der unter ihm nach schweren Jahren des Krieges zuerst wieder Segen und Glück über sein Land ausgoß, zu erhalten, war sein Hauptaugenmerk. Doch ließ er dabei nicht außer Acht, auch im Falle des Krieges gerüstet zu sein. Seine Streitkräfte bestanden indeß nicht aus gemieteten Söldnern, nein!

Die Söhne des Landes bildeten seine Kriegsmacht. Diese mit Führung der Waffen vertraut zu machen, ordnete er für die Städte Schützenfeste an, wogegen er die Landbewohner, denen er für ein billiges Gewehre überließ, allsonntäglich durch alte, erfahrene Landsknechte unterweisen ließ."

Auf dem Gebiete der Rechtspflege waren seine Reformen nicht weniger gründlich und durchgreifend. „Spitzfindige, weitläufige Erörterungen vor Gericht, disputationes und viele allegata juris" duldete sein schlichter Gerechtigkeitssinn nicht; die schlichte Bündigkeit der Verträge sollte den Maßstab der Entscheidung nach gesundem Rechtsgefühl abgeben, ohne Nachteil für die wissenschaftliche Bedeutung des römischen Rechts, dessen voller Anerkennung bei seinen Landesgerichten er zuerst Bahn brach. —

Wenden wir uns nun zu seinem höchsten Ideal, der Pflege freier Wissenschaft.

Um freierer Wissenschaft im Geiste des Protestantismus ein Bollwerk in seinem Lande zu schaffen, gründete er die Universität zu Helmstedt. Nach Erlangung der dafür erforderlichen kaiserlichen Privilegien wurde dieselbe am 15. Oktober 1576, dem Geburtstage seines erstgeborenen Sohnes Heinrich Julius, eröffnet. Letzterer selbst, der damals im 13. Lebensjahre stand und der zum Rektor der Universität ernannt wurde, legte an diesem Tage Probe der auf ihn verwandten sorgfältigen und erfolgreichen Erziehung ab, indem er einige lateinische Reden aus dem Gedächtnis vortrug. Julius scheute keine Kosten, um für diese Hochschule die besten Lehrer und Lehrmittel zu gewinnen; er hatte sie, die nach ihm

benannte Academia Julia, so lieb, daß er von ihr zu sagen pflegte, er lege sich mit ihr nieder und stehe mit ihr auf. Helmstedt war die erste Universität Deutschlands, an der von vornherein den Naturwissenschaften eine geachtete Stellung eingeräumt ward. Ein botanischer Garten wurde mit großem Aufwande angelegt; anatomische Instrumente aus Nürnberg und Skelette aus Paris herbeigeschafft, eigens ein Gebäude für die damals noch stark verleumdete und gehaßte Anatomie errichtet, in der nach Anweisung des gefeierten Vesalius Vorlesungen gehalten wurden.

Die Theologen, die auf allen anderen Universitäten jener Zeit das größte Wort und den Vorsitz führten, hatten hier nur ihren bescheidenen Platz neben den anderen Fakultäten. „Wir lassen uns", so schreibt Julius bei Veranlassung dieser Stiftung, „von den Theologen nicht regieren; denn diese sind Gott so gut unterworfen wie wir. Gott wird auch den Himmel mit Theologen allein nicht füllen; denn er hat für Theologen allein nicht gelitten, sondern insgemein für alle Stände der Welt, ohne Unterschied der Person. Wir gedenken sobald in den Himmel zu kommen, als die Theologen. Wir befinden auch, daß die Theologen selber noch so weit voneinander sind als Himmel und Erde, denn leider keiner mit dem andern in friedlicher Liebe und Eintracht leben kann, sondern es jedem um eine Handvoll menschlicher Ehre zu thun ist, wie sie denn allein ihren menschlichen Gedanken und Opinionen in vielem nachhängen. Wir wollen uns aber den Theologen nicht unter die Füße legen, die einen

Fuß auf der Kanzel und den anderen auf der fürstlichen Rathsstube haben wollen."

An die drei Kurfürsten von der Pfalz, Sachsen und Brandenburg schrieb er: „Die Theologen wollen anderen ein formale concordiae vorschreiben, da doch einer dem anderen im Grunde und von Herzen spinnefeind ist. Wie denn unter dem Scheine christlichen Eifers meistens Privataffekte bei solchen Leuten viel mehr als bei anderen prädominiren, und den Knüttel bei den Hund zu legen ganz hochnöthig ist."

1581 schrieb er an Kurfürst August von Sachsen: „Unsere Julius-Universität floriret Gottlob jetzt wohl, nur dürfen die Pfaffen daselbst nicht regiren. Wir haben aber des Consistorii Insiegel bei Uns und dürfen sie nichts lassen ausgehen und drucken, Unsere Räthe hätten's denn erst gelesen und durchgesehen. Es ist nun auch soweit kommen, daß die französische Sprache allda gelernt wird." Er schreibt zugleich, daß er bereits 25 Professoren und 600 Studenten dort habe.

Unter den Professoren glänzen teils schon in jener Zeit, teils später ein Johann Caselius, ein Hermann Conring, der freisinnige Theologe Calixtus, der Philosoph Cornelius Martini, der Historiker Algermann und Henke.

Es war für Julius selbstverständlich, daß er sogleich seine sämtlichen Söhne, sobald sie, wie bei der Eröffnung schon der erstgeborene Heinrich Julius, eben das nötige Alter besaßen, seiner Julia zur Erziehung anvertraute. So wurden dann bald außer Heinrich Julius auch der Prinz Philipp Sigismund, geboren 1568, später Bischof von Osnabrück, und Joachim Karl, geboren 1573, und Julius August, geboren 1578, nach Helmstedt geschickt, wo sie bei dem berühmten Juristen Borchholt in Pension waren. Nichts kennzeichnet seinen

väterlichen Ernſt um die Bildung ſeiner Söhne mehr, als die äußerſt eingehende Anweiſung, die er dieſem und den Hofmeiſtern ſeiner Söhne erteilt hat. Zum Schluß derſelben heißt es: „Inmaßen auch ſonſten neben den Hofmeiſtern Dr. Borchholt die Inſpection auf die jungen Herrſchaften mitführen, ſie auch nicht weniger als die Hofmeiſter mit Worten und Ruthen nach ihrem Verdienen zu züchtigen haben ſoll; jedoch ſollen die Hofmeiſter, ſo darauf ſonderlich beſoldet und verpflichtet ſind, der Fürſten Inſtitution und Inſpection zu verantworten haben, Dr. Borchholt aber ſo praecise nicht obligiert ſein."

Als beſondere Hofmeiſter werden in der erſten Zeit ein Franz von Behr und Gottſchalk Damitz, ſpäter Heinrich Grünfeld und Jakob von Arnſtadt genannt. Nach der Inſtruktion war auch für die körperliche Ausbildung und für das Vergnügen der Prinzen in liberaler Weiſe geſorgt; doch ſollten ſie von allen Gelagen ferngehalten werden. Übrigens ſcheint es, daß im Gegenſatz zu Herzog Julius ſelbſt, der ſich aus Geſundheitsrückſichten der ſtrengſten Frugalität befleißigte, mittags oft kein Fleiſch und abends nichts als „Warmbier mit Jngwer" genoß, die Prinzen bei Profeſſor Borchholt doch eine recht reichliche, ja nach heutigen Begriffen luxuriöſe Leibespflege genoſſen. Zum Belege dafür gebe ich hiermit einen der uns erhaltenen Speiſezettel der prinzlichen Tafel, denjenigen vom 14. Juni 1582, wieder.

Mittags.

1. Rindfleiſch mit Suppe
2. Geſottene Hühner
3. Gebratenes
4. Gemüſe

5. Trocken-Fleiſch
6. Hammelfleiſch
7. Fiſche aus dem Salze geſotten
8. Schwarz-Haſenfleiſch
9. Gebackenes
10. Krebſe, Butter, Käſe und Erdbeeren.

Abends.

1. Gebratene Hühner mit kalter Weinſuppe
2. Hammelfleiſch mit Peterſilie
3. Warm gebratenes
4. Zwetſchen
5. Schwarz-Haſenfleiſch
6. Fiſche mit Butter gekocht
7. Kalbfleiſch
8. Gebratene Tauben, Butter, Käſe und Erdbeeren.

Mich dünkt, zumal zweimal am Tage ſind dies für junge Leute, die den Studien obliegen ſollen, ſehr üppige Mahlzeiten, und es iſt zugleich intereſſant für die Wohlfeilheit der Lebensmittel, daß die Frau Profeſſor Borchholt, welcher für das erſte Jahr des Penſionats 1517 Thaler 17 Groſchen 8 Pfennige erhielt, ſolche fürſtliche Koſt davon ohne Schaden beſtreiten konnte.

Nach der herzoglichen Inſtruktion ſollten die Hofmeiſter abwechſelnd zwecks anregender Tiſchgeſpräche je an einem Tage der Woche einen Theologen, am folgenden einen Juriſten, am dritten einen Mediziner, am vierten einen Philoſophen oder Artiſten, und zweimal den Profeſſor der franzöſiſchen Sprache zur Tafel ziehen.

Eine gefahrvolle Zeit hatte die ſo herrlich aufblühende Juliſche Hochſchule zu überſtehen, als im Jahre 1582 die damals ganz Mitteleuropa durchhauſende

und durchgrauſende Peſt ſelbſt die reine Luft des Harzes und ſeiner Vorberge ſtreifte und in Helmſtedt einzog. In Frankreich, Italien und Süddeutſchland hatte ſie nicht wenige Univerſitäten verödet und dem Untergang nahe gebracht. Mit Beſorgnis, aber mit beſonnener Umſicht ſuchte Julius ſeine Julia vor gleichem Schickſal zu bewahren. Schon war gar einer der prinzlichen Pagen mit dem vorzüglichen Namen „Spitznaſe“ im Hauſe des Profeſſor Borchholt von der unheimlichen Krankheit befallen, und der wohllöbliche Rat von Helmſtedt hatte nichts eiligeres zu thun gehabt, als die Prinzen mit ihrem kleinen Hofſtaat nach dem benachbarten Marienthal auszuquartieren. Da erhielt er ein ernſtes Schreiben vom Herzog Julius, in dem ihm, um eine Panik der übrigen Studenten zu vermeiden, anbefohlen ward, die Prinzen ſofort zurückzuholen. Nichts ſcheint mir die ganze im beſten Sinne philoſophiſche und religiöſe Geiſtesruhe dieſes hochadeligen Welfen in herrlicheres Licht zu ſetzen, als dieſes Schreiben. „Nun iſt unſer Wille“, heißt es in demſelben, „daß Du gedachte Unſere junge Herren ungeſäumt wieder nach Helmſtedt bringeſt; denn wir ſie nicht wie feige, weibiſche Memmen erzogen haben wollen; man hat auch noch nicht viel gehört, daß ein Fürſt von Braunſchweig an der Peſt geſtorben, ſondern wohl vielmehr in Schlachten, Spießrennen und dergleichen tapferen Thaten chriſtlich und rühmlich umgekommen. Jedoch wollen wir vorwiſſentlich nichts verhängen und ſehen für gut an, daß nicht allein obgemeldeter kranke Junge Spitznaſe, ſondern auch, da künftig ihrer mehr mit Schwachheit befallen würden, dieſelben ungeſäumt, von Stund an aus Dr. Borchholtes Haus in andere Häuſer gebracht und allda curiret werden ſollen, wollen aber

durchaus keine Trennung und schädlichen Riß oder Fall in unserer Julius-Universität eingerichtet und verursacht, sondern das und kein anderes haben: daß unsere Söhne in christlicher Zucht anderen Studenten zum Exempel allda lange zu perseveriren erzogen, und man sich, bis der Allmächtige es anders verhängen würde, festiglich zusammenhalte."

Sodann ordnet er in umsichtigster Weise eine Reihe von sanitären und desinfizierenden Maßregeln für die Stadt an und schließt mit dem Satze: „Was es kostet, wollen wir bezahlen."

Diese moralische Suggestion eines wahrhaft tapferen Fürsten und die sanitären Vorsichtsmaßregeln hatten Erfolg, die Universität wurde von der Pest nur wenig berührt.

2. Giordano Bruno in Helmstedt und sein Verhältnis zu Herzog Julius.

Schon sieben Jahre später hatte die Universität Helmstedt Weltruf erlangt und zählte 50 Professoren und 5000 Studenten. Um diese Zeit, nach Ausweis der Matrikulationsregister, wurde bei ihr, am 13. Januar 1589, als einfacher civis academicus der größte Mann eingeschrieben, den ihre Hallen in den dritthalb Jahrhunderten ihres Bestehens gesehen haben, der Italiener Giordano Bruno aus Nola.

Nachdem die großartige Enthüllungsfeier des Brunodenkmals zu Rom am Pfingstfeste 1889 und die dadurch veranlaßten Gegendemonstrationen der katholischen Kirche, welche durch allgemein angeordnete Buß- und Bettage wegen dieser Feier diesen bis dahin nur den Gebildeten bekannten Namen bis in die entlegensten

Digitized by Google

katholiſchen Dorfkirchen gebracht haben, kann ich ihn im allgemeinen als dem Leſer bekannt vorausſetzen. Bruno iſt ein Winkelried der modernen Weltanſchauung, ein Märtyrer der freien Wiſſenſchaft, der am 17. Februar 1600 zu Rom als „Fürſt der Ketzer" nach dem Urteil des päpſtlichen Inquiſitionsgerichtes verbrannt wurde. Seinen immer noch nicht genügend gewürdigten Werken, welche Goethe mit einem „Goldbergwerke an Ideenfülle" vergleicht, haben Männer wie Leibnitz, Spinoza, Goethe und Schelling bedeutſame Anregung zu verdanken. Einige der ſchönſten Stellen im Fauſt ſind nichts als poetiſche Überſetzungen aus Giordano Bruno. Wer mehr über ihn zu wiſſen begehrt, ſei auf meine Überſetzung einer ſeiner Hauptſchriften, „Giordano Brunos Reformation des Himmels" (Leipzig, Rauert & Rocco 1889) oder auf meine im Verlag von Ackermann, München, erſchienenen „Vorträge über Giordano Bruno" (60 Pf.) oder auf das illuſtrierte Werk von Rudolf Landseck „Giordano Bruno, der Märtyrer der neuen Weltanſchauung, ſein Leben, ſeine Lehre und ſein Tod auf dem Scheiterhaufen" (Preis 2 M.), (Leipzig, Rauert & Rocco 1890) verwieſen. (Letzteres enthält auch im Anhange die von mir überſetzte, nachher zu erwähnende „Troſtrede Brunos beim Begräbnis des Herzog Julius").

Hier will ich nur auf die Schickſale Brunos an der Univerſität zu Helmſtedt und auf ſeine perſönliche Beziehung zum Herzog Julius und ſeinem Nachfolger Heinrich Julius näher eingehen.

Bruno, der die bedeutendſten Univerſitäten Europas, Toulouſe, Paris, Oxford, Wittenberg und Prag, im Laufe ſeines wechſelreichen Lebens nacheinander aufgeſucht hatte, um überall mit der Leidenſchaft der Wahrheit für die neue Lehre des Copernicus und für

tiefere darin liegende Folgerungen einzutreten, war zuletzt in Prag gewesen und hatte dem dort residierenden Kaiser Rudolph 161 Thesen „Gegen die Mathematiker und Philosophen dieser Zeit“ überreicht. Die Widmung dieser Schrift atmet hohes Selbstbewußtsein über seinen Beruf, die Geister zu erwecken, das Bewußtsein der Siege, die er auf allen Universitäten über die graduierten Akademiker, die „Väter der gelehrten Unwissenheit“, davongetragen, und proklamiert die allgemeine Menschenliebe als das Christentum Christi. „Leider ist es dahin gekommen“, sagt er in dem Widmungsschreiben an den Kaiser, „daß jene Religion der Liebe, die nicht von dem bösen Geiste eines Volkes (der Juden), sondern von Gott, dem Vater aller, ausgegangen, übereinstimmend mit der Natur, die allgemeine Menschenliebe, ja selbst — auf daß wir nicht den Tieren und Wilden gleich bleiben, vielmehr gleich werden ihm, der die Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte — die Feindesliebe gebeut; — leider ist es dahin gekommen, daß diese wahre Religion nirgends gehalten wird. Diese Religion aber ist es, die über allen Streit erhaben ist; sie ist es, die nach Gefühl und Vernunft sowie nach väterlicher Erziehung die meine ist.“ Diese Religion war ganz diejenige unseres Julius, dem das Volk, das andere Begriffe von Frömmigkeit hatte, als die zu jener Zeit größtenteils in unerquickliche Dogmenstreitigkeiten verwickelten Gottesgelehrten, den Beinamen des Frommen zuerkannte. Es ist wahrscheinlich, wenn auch bislang nicht geschichtlich nachweisbar, daß Bruno auf ausdrückliche Einladung des Herzogs oder seines mit Kaiser Rudolph eng befreundeten Sohnes Heinrich Julius nach Helmstedt kam. Jedenfalls erklärt

Bruno in seiner Trostrede, daß ihm Herzog Julius die größte Huld und Auszeichnung erwiesen und ihn ganz besonders zur Dankbarkeit verpflichtet habe.

Leider starb Herzog Julius schon wenige Monate nach dem Eintreffen Brunos in Helmstedt, am 3. Mai 1589. Seine Leichenfeierlichkeiten wurden an der Universität Helmstedt mit würdigem Pomp begangen. Vom 8. bis zum 11. Juni ließ die Academia Julia zu Ehren ihres Gründers Leichenreden halten. Es ist mir aufgefallen, daß keiner der vielen Historiker, welche über Herzog Julius und die aufrichtige Landestrauer nach seinem Tode ausführlich berichten, der schönsten Lobrede gedenkt, die damals in Helmstedt gehalten worden ist; denn unzweifelhaft ist dies die „Trostrede des Giordanus Brunus", ein Denkmal für Julius und selbst für die Universität Helmstedt, das dauerhafter als Erz, eine Rede, die unter die wirkungsvollsten Grabreden aller Zeiten gezählt werden muß. Da werden die Leichenreden eines Reineccius, eines Berkelius, eines Basilius Sattler, eines Hacke, eines Daniel Hofmann und anderer dem Strome der Vergessenheit verfallener Gelehrten zitiert, aber die gehaltvolle „Trostrede" eines Giordano Bruno scheint niemand zu kennen. Es ist daher angebracht, wenigstens auf den Gedankengang derselben hinzuweisen und durch Wiedergabe einiger Sätze, die der Leser nach dem vorstehenden Bericht über die Wirksamkeit des Herzogs nicht mehr für rhetorischen Schwulst halten kann, anzuregen, die herrliche Trostrede selber zu lesen. Nachdem der große Philosoph seine thätige Beteiligung an der Feier durch sein persönliches Verhältnis zum Dahingeschiedenen begründet und sich entschuldigt hat, wenn er, der zur Beredsamkeit nicht gelehrte Forscher,

es wage, „nach ſolchen Goldſtrömen lateiniſcher und deutſcher Beredſamkeit“ anderer Profeſſoren das Wort zu ergreifen, beweiſt er in drei Abteilungen, daß man weder um des edlen Dahingeſchiedenen ſelbſt noch um des Vaterlandes willen, noch endlich ſelbſt um der Univerſität willen trauern und klagen dürfe. Nachdem man dem gerechten Schmerze genug gethan, wolle er als Troſtredner auftreten, „ein Ende zu machen den Thränenfluten“; mit ihm „erſcheinen die Gottheiten des Waldes und des Gebirges“, ſtreuen Blumen, Roſen, Veilchen und Blätter, duftige Gaben der Mutter Natur; denn gewohnt und genehm ſind ſolche den Gräbern; — die „Nymphen, Najaden und Faunen des Herzogs ſchmücken ſeinen Grabhügel mit Kränzen und Guirlanden, — nicht aus traurigen Taxus- und Cypreſſenzweigen —; denn ſolche, meinen ſie, ſchicken ſich weniger für einen unſterblichen Helden, der nicht geendet, ſondern nur von uns und heim gegangen iſt, — aber Kränze von blühenden Rosmarin, Myrthen, Epheu, Pappellaub, Palmen, Oliven und Lorbeer, den Sinnbildern der Klugheit, Weisheit, Geduld, des Sieges, des Friedens und Triumphes. — Er läßt den ſeligen Geiſt des Abgeſchiedenen ſelber durch ſeine begeiſterten Lippen alſo zu ſeiner Academia Julia reden: „Jener Julius Caesar, deſſen hohe Machtſtufe ich freilich nicht erreichen konnte, iſt mir ein Vorbild geweſen in ſeiner Geiſtesgröße und ſeinen Tugenden; ſein beſſeres Teil habe ich nachzuahmen, ja zu überbieten verſucht; die Götter, die nach äußerem Erfolge und Machtumfang nicht urteilen, werden vielleicht erkennen, daß ich ihn ganz erreicht, ja, daß ich mehr geleiſtet habe. Denn „der hat nichts verfehlt, der alles gewirkt, was er konnte.“ Als jener einſt zu Alexandria nicht ohne beſondere

Gotteshuld kraft eigener Energie und Geiſtesgegenwart in höchſter Lebensgefahr ſich aus Feindes Gewalt retten mußte, da dachte er nicht ſo ſehr an ſich ſelbſt, wie an ſeine Muſen und ſeine Bücher.

„Tollkühn ſprang er ins Meer; hoch hält, ſie vor Näſſe zu ſchützen,
Nun er ſchwimmt, ſeine Bücher die Linke aus brandenden Wogen,
Die mit der Rechte durchrudert der Held, den endlich die Freunde
Jauchzend gen Himmel ob ſolchen Gewinns am ſicheren Bord ſehen.*)

„So auch, meine Julia, habe ich, dein Julius, in allen Schickſalsnöten, deren ich gar viele beſtehen mußte, dein Heil der innigſt geliebten Muſen wegen mit meinem perſönlichen Heil verbunden und verkettet. Ja wiſſe, daß du von Jugend auf meine Sorge und Liebe wareſt: — als mich von allen Seiten die Wogen dieſer ſtürmiſchen Zeit umbrandeten, als mich von Rom aus die Sturmfluten einer feindſeligen Kirche, als vom Tiber her die argliſtigen Beſtien der Prieſterherrſchſucht auf mich einſtürmten; als man mich losriß aus den Armen des Vaters, vom Buſen der Mutter, von der Liebe und Freundſchaft meines ganzen Hauſes, mich preisgab dem Haß, dem Neide, den Verleumdungen ziſchelnder Schlangen, — als ich nach Anſicht müßiger Pfaffen kaum noch auf einen ehrenvollen Tod hoffen durfte: — da hab' ich dich, du Hälfte meines Herzens, Religion, Frömmigkeit und Wiſſenſchaft, mit dieſem Arme hoch gehalten, daß du nicht nur nicht zu ertrinken

*) Verſe aus der Pharſalia des Lucan.

brauchteſt in den Wogen der Schlechtigkeit, ſondern nicht einmal von ihnen benetzt wurdeſt.“ Und alſo redet ihn zum Schluß wieder der Italiener ſelbſt an: „O verklärter Held, weiſer Fürſt, ruhmreicher Herzog, ſiehe, hier (bei der Julia) war dein ganzes, dein mächtiges Streben! Nicht haſt du nach Art der alten Götzenbilder einen Tempel errichtet, unreinen Dämonen und menſchenfeindlichen Geiſtern Altäre geweiht, keine Schlafzellen für Möuche, kein Neſt für lichtſcheue Ratten erbaut; keine Zwingburgen mit dem Schweiß und Gut deiner Unterthanen zur Unterdrückung ihrer Freiheiten haſt du errichtet! Du wußteſt ja, weiſeſter Fürſt, daß Feſtungen und Burgen gegen innere Feinde nicht ſowohl Schutz den Fürſten verleihen, als vielmehr zu Bollwerken gegen ſie werden können; du hatteſt erkanut, daß man die Völker am beſten durch Gerechtigkeit, durch Langmut, durch Wohlwollen, durch Klugheit, durch Weisheit an das beſtehende Regiment gewöhnt und feſſelt.“

Die ſteigende Schönheit des äußerſt blendenden Schluſſes dieſer Rede, in welcher er dann die Muſen auftreten und die einzelnen Tugenden des Verklärten an den Sternenbildern des Firmaments, als Sinnbilder, verzeichnen läßt, würde ich durch auszugsweiſes Zitieren zu ſehr verſtümmeln, und zum vollen Abdruck iſt hier nicht der Ort. Das Beſte iſt, daß in alledem keine ſchmeichleriſche Übertreibung liegt; wohl durfte Bruno die Nüchternheit, Mäßigkeit, Keuſchheit und Leutſeligkeit des Fürſten rühmen, von dem uns die ſchlichte Chronik Algermanns erzählt:

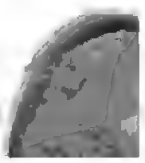
„Dem Trunke war S. fürſtl. Gnaden ſpinnefeind und konnte keinen trunkenen und vollen Diener, welches Sie bald merkten, bei dem Eſſen und Trinken zur

Nothdurft ſehen, und gönnten S. fürſtl. Gnaden gar wohl, mochten auch wohl leiden, daß, wenn Feſttag war, ein Diener in den Weinkeller ging und wegen des Magens ein Tränklein Wein thäte, aber keine Station halten durfte."

Dagegen war er ſehr für geſellige Heiterkeit und Beluſtigung; im Frühling und „im Sommer ſaß er auf dem Altane des Schloſſes, rings herum allerlei ſchöne auserleſene Sangvögel, als wenn er mitten im grünen Walde geweſen, und forderten dann, wen ſie begehrten, zu ſich und erluſtigten ſich mit Schachſpiel oder discurirten ſonſt von allerlei Händeln und Künſten."

Auch durfte Bruno, ohne zu ſchmeicheln, vor allem als ſeine ſchönſte Tugend die Treue preiſen von einem Fürſten, der es liebte, ſeine Briefe mit dem Satze abzuſchließen:

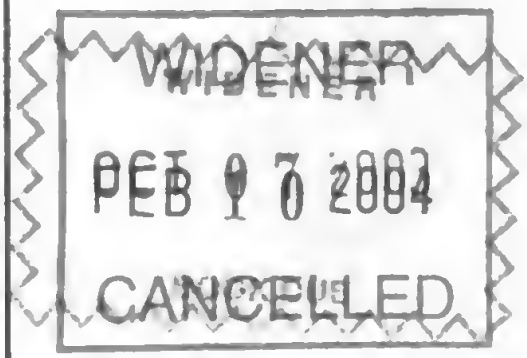
„Treu bis die braunſchweigiſche
Löwenhaut ſich wendet."



The borrower must return this item on or before the last date stamped below. If another user places a recall for this item, the borrower will be notified of the need for an earlier return.

Non-receipt of overdue notices does ***not*** *exempt the borrower from overdue fines.*

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 617-495-2413



Pl
Thank erve
libra d.